

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Symphonie	187
Das Problem der Entwicklung. Von Johannes Meinke	175
Geschicht des Vortrages. Von Gustav Mey	181
Russeln. Von Karl Gjelkerup und Gustav Landauer	165
Kolonialwirtschaft. Von Leben ?	187

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königrätzerstr. 45.

Vertreter: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Telegramme: Ulrich u.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

ist das  allein echte Karlsbader Salz. 

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königrätzer Str. 110 c.

Berlin

HOTEL.

DER KAISERHOF

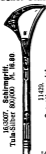
UMBAU VOLLENDET

Gr. Restaurant Kaiserhof
Grillroom Kaiserhof
Festsäle Kaiserhof
Grosse Halle Kaiserhof (4 1/2—6 Five o'clock. Konzert).

Gebr. Stark, Pforzheim Bez 60. Langjährige Lieferanten hundertjähriger fürstlicher

Neuheiten in Bestecken, Gold- und Silberwaren zu billigsten Preisen.

— Versand gegen bar oder Nachnahme



163307. Schirmgriff.
Tula-Silber 800/000 M. 16.80



11420.
Crevatzenadel.
Gold 588/000.
48 Rubin M. 18.80.



11351. Automobilbroche,
Lampen m. 2 Diamanten
14kar. Gold M. 27.



10173. Ring mit Goldplatte zum Gravieren
14kar. Gold M. 20.80 8kar. Gold M. 11.20.



115393. Reichsadornes Besteck, Silber 800/000
Löffel od. Gabel N. 100,-, Messer M. 59,- p. Dtz.

Nur tadelfreie Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung. Kataloge mit tausenden Abbildungen gratis und franko. Ansichtssendungen zu Diensten.



Berlin, den 2. Februar 1907.

Symphonie.

Allegro con brio.

Nach der Auflösung des Reichstages, als hier, am zweiundzwanzigsten Dezember, der Versuch gemacht wurde, die Aspelten am Himmel der Wahlhoffnungen zu zeigen, sagte ich: „Manches Blatt im Buch der Geschichte lehrt, daß eine Dummheit Küpliches wirkte“. Ein neues Blatt hats wieder gelehrt. Die Sozialdemokratie hat in der Hauptwahl zwanzig Sitze verloren. Dieser Thatsache muß jeder Deutsche sich freuen; auch einer, der die Vertreter des Industrievolkes Jahre lang respektirt und den tüchtigsten Leuten seine Sympathie nicht versagt hat. Die Leistung der Fraktion war winzig, ihr Hochmuth unerträglich geworden. Daß noch immer ein Ausnahmegesetz verlangt, für nahe Zeit ein Zuwachs sozialdemokratischer Macht gefürchtet werden konnte, habe ich nie begriffen; vor vier Wochen noch hier gesagt: „Die Sozialdemokratie hat sich in den letzten Jahren so unfruchtbar gezeigt und so groteske Dummheiten gemacht, daß sie für ihren Besitzstand zittern mußte. Das Meer abschaffen, die Kolonien aufgeben, das Privateigenthum für die Gesellschaft konfiszieren: von solchem kindlichen Programm ist allzu viel nicht mehr zu hoffen. Und Scheltreden von immer gleicher Tonstärke verhallen schließlich ins Leere.“ Die Männer der Gewerkschaft haben redlich gearbeitet und manchem vorwärts weisenden Gedanken ans Licht geholfen; den politischen Führern war das Salz jämmerlich verdunstet und sie reizten zum Lächeln, wenn sie sich geberdeten, als sei von der Höhe her an sie der Ruf ergangen: Vos estis lux mundi. Die deutsche Sozialdemokratie, schrieb der Fabier Bernhard Shaw im Juli 1906, ist die konservativste, sitzsamste, bürgerlichste aller europäischen Par-

teien; sie glaubt an Karl Marx wie an einen allwissenden, unfehlbaren Propheten, sieht in seinem Buch die Bibel der Arbeiterklasse und giebt damit unserer skeptischen Zeit ein Beispiel einfältiger Pietät; ihre Fraktion hält der verworfenen kapitalistischen Welt Moralpredigten und behandelt Jeden, der die Verantwortlichkeit eines Amtes auf sich nimmt, wie einen Verräther. So schiens; und die sentimentale Pathetik war langweilig geworden. Auch die Sucht, mit Marktschreierkunst ein nie und nirgends erprobtes Allheilmittel anzupreisen. Wer glaubt denn noch dran? Glaubte an die Verheißung des Kommunistischen Manifestes, an Marxens Mehrwerththeorie, an die Vergesellschaftung der zur Produktion nöthigen Mittel? Von Allen, die vornan stehen, kaum noch Einer; und nur vom Fels fester Ueberzeugung aus dürfte doch der Versuch gewagt werden, unsere Welt in Trümmer zu schlagen. „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder Nachtheile sie nicht nöthigen“, sagt Goethe; und: „Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet wie gewonnen wird; bin ich darum kein Freund des Volkes?“ „Bourgeoisgeschwätz“, würde ihm heute geantwortet; „Widerhall eurer albernen Vulgärökonomie. Erst wenn kein Vortheil mehr lockt, kein Nachtheil mehr droht, wird die menschliche Natur zeigen, was sie vermag. Gewaltfamer Umsturz? Den wollen wir ja nicht, brauchen ihn auch nicht: denn die Entwicklung arbeitet für uns, bringt von Jahr zu Jahr uns dem ersehnten Endziel näher“. Daß sie es nicht thut, ist erwiesen. Erwiesen auch, daß die Lage des Arbeiters nicht schlechter, sondern besser wird und daß er gerade jetzt, da unsere Reserven erschöpft sind und auch die Industrie schon die Leutenoth zu spüren anfängt, hoffen darf, seinen Rechtsanspruch bald noch wirksamer durchzusetzen. Einerlei: die Fraktion bleibt bei der marxischen Fahne. Behmt Jeden, der nicht in Ehrfurcht sich vor diesem Feldzeichen beugt. Hat das Palladion, von dem alles Heil kommt; und geriethe in arge Verlegenheit, wenn sie morgen gezwungen würde, in rauher Wirklichkeit diesem Heil Raum zu schaffen. Dazu das klägliche Bild der Parteitage, die seit der dresdener Trianonkomoedie Froschmäusketriege ähneln. Die Enthüllung des Hasses, den ein Rottenführer gegen den anderen fühlt, und eines Tyrannengelustens, das den wirthschaftlich Schwachen, wenn er sich nicht duckt, unbarmherziger als ein Fronvogt des Kapitalismus mißhandelt. Das endlose Geschimpf. Die blinde Begeisterung für die russischen Assassinen, denen das (im Wahlkampf nützlicher zu brauchende) Spargeld deutscher Arbeiter über die Ostgrenze geschickt wurde. Die demagogische Umschmeichlung der Masse, deren Höflinge nicht schöner aussehen als die der Thronenden. Die Lust, jedes Wahrzeichen deutscher

Größe zu befudeln, jeden Feind deutschen Wesens und deutscher Macht zu rühmen, auch wenns ein schwarzer Halunke, ein blutdürstiges Niggerweib ist, und dem fürs Heimathrecht fechtenden Landsmann, der sich doch nicht einen Kapitalisten nennen kann, vor dräuender Front noch zu schmähen. Endlich die Lässigkeit einer von raschem Sieg verwöhnten, von saturirten Greisen geführten Partei, die mit halber Kraft mehr als andere mit ganzer leisten zu können wähnt... Wer die Dinge nicht aus allzu weiter Entfernung sah, nicht durch ein Ressentiment geblendet war, mußte die Niederlage erwarten.

Ueberschätzen soll man sie nicht. Auch andere Parteien haben so trübe Wahltage erlebt. Die Nationalliberalen hatten im Kampf um das Septennat achtundneunzig Sitze erbeutet; die nächste Wahl gab ihnen nur einundvierzig. Die Freisinnigen hatten 1884 vierundsechzig, 1887 nur noch zweiunddreißig, 1890 wieder vierundsechzig Mandate. Die Sozialdemokratie selbst verlor 1887 von vierundzwanzig Sitzen dreizehn und kam drei Jahre danach auf fünfunddreißig. Sie kann auch diesmal, wenn weiter schlecht regirt wird, die Scharte aufwehen; und wird im neuen Reichstag noch stärker sein als je unter Wilhelm dem Ersten und Bismarck. Man soll also nicht thun, als sei Unersehbares geschehen. Darf sich aber freuen, daß der Hochmuth eines versteinten Parteigebildes einen Denkart bekommen hat. Die Opposition der Sozialdemokraten war unwirksam geworden. Sie brachten keinen schöpferischen Gedanken ins Haus, konnten im Großen nichts vernichten, kaum im Kleinen Etwas hindern und reizten durch ihre Uebertreibungen die Anderen zur Abwehr. Wenn Herr Bebel pfauchte, die Tage des Tiberius seien wiedergekehrt, konnte kein Verständiger zustimmen. In dem sozialdemokratischen Wahlaufruf stehen die Sätze: „Wir haben unausgesetzt verlangt und verlangen immer wieder, daß die Kulturvölker, statt in der Errichtung großer Armeen und Flotten und in der Erfindung und Herstellung der vollendetsten Menschenvernichtungsmaschinen, in den Werken des Friedens und der Civilisation wetteifern. Die Erde ist groß und reich genug, um Allen Glück und Wohlsein zu ermöglichen und sie zu einer Stätte friedlichen Wettbewerbes in den Werken der Civilisation und Kultur zu gestalten.“ Wem soll denn solche Chiliaftenpredigt frommen? Die civilisirten Völker hören nicht drauf, die ganz oder halb barbarischen waffnen sich gegen den Versuch, sie zu sittigen; und für die Aufgabe, der Barbarei Land abzuräumen, neue Theile der Erde zu kultiviren, ist gerade die Sozialdemokratie nicht zu haben. Kultivirt, sagt sie, aber hüsch friedlich, ohne Waffengewalt anzuwenden; daß der Versuch nie gelungen ist, nie gelingen kann, kümmert sie nicht. Schafft das Heer ab, schreit sie; daß ein wehrloses Land

den Nachbarn zum Spott und zur Beute würde, kümmert sie nicht. Diplomatie ist ihr ein Poffenblödsinn, von dem ernsthafte Menschen gar nicht mehr reden. Die Großindustrie eine Verschwörung zu dem einzigen Zank, dem armen Volk blutigen Schweiß auszupressen. Die Armee ein Paradespielzeug und Instrument der Knechtung. Die Wissenschaft ein im Dienst der herrschenden Klassen erfonnener Phrasenschwindel. Morgen, übermorgen spätestens könnte das Proletariat das Alles viel besser machen; die einzig wahre Wissenschaft hat es heute schon. Und seine Vertreter können einander Lügner, Denunzianten, abgefäimte Verleumder, infame Burschen schelten: und bleiben dennoch höchster Achtung würdig. Jede andere Partei strebt nach politischer Macht und verheißt organische Fortbildung des nützlich Bestehenden. Pfui über solche Streber! Die Sozialdemokratie will keine Macht (die ja doch nur korrumpirt); will um keinen Preis auf das schätzbare Recht verzichten, die Mächtigen zu schimpfen. Die deutschen Genossen, rief Zaurès einst, haben sich das Lebensziel gesetzt, zu gleicher Zeit unentbehrlich und unthätig zu sein, und warten mit verschränkten Armen den Tag ab, der ihnen die kapitalistische Gesellschaft sammt der Monarchie und dem Heer auf Gnade und Ungnade ausliefern wird. Warum nicht? Sie „untergraben die Existenzbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft“, wollen nicht sehen, daß es dieser Gesellschaft von Jahr zu Jahr besser geht, und harren geduldig des Märchenmorgens, an dem das von der Heilandsglorie umleuchtete Proletariat die Menschheit erlösen wird. Bequem ist's; nur merkt mählich auch die Kurzsicht, wie bequem Ethos und Pathos, Verneinung und Verdammung Dem ist, der sich aus Prinzip der Probe auf seine Leistungsfähigkeit entzieht. Die rothe Fraktion saß vier Jahre lang im Reichstag auf achtzig Stühlen: und hat nichts Positives zu wirken, nichts Unheilvolles abzuwenden vermocht. Daß eine solche Partei in der Hauptwahl neunundzwanzig Sitze erobern konnte, eben so viele wie die vier liberalen Parteien zusammen, müßte, nach allem Erlebten, selbst ein überzeugter Sozialist wie ein Wunder bestaunen.

Mancher bestaunt's auch so. Hat noch schwerere Einbuße gefürchtet; und hätte sie, ohne den zwischen Protestanten und Katholiken entbrannten Bürgerkrieg, schauernd wohl auch gesehen. Mit der Hilfe des Centrum's, sagte ich am fünften Januar, „kann die Sozialdemokratie neue Mandate erobern, die ihr den Verlust alter ersetzen.“ Kann sie heute noch? Wenn die Regirenden klug und tapfer genug sind, vor der Stichwahl, an der die Sozialdemokraten in neunzig Kreisen theilhaftig sind, sich mit dem Centrum zu verständigen, schwindet auch die letzte Möglichkeit. Trotzdem der Kanzler des Deutschen Reiches nachts um Eins vor einer Schaar, die der Polizeipräsident von Berlin in einem

amtlichen Bericht als „eine singende, pfeifende und johlende Menge“ charakterisirt, sich als Straßenredner gezeigt und erlaubt hat, diese Biermimik eine „patriotische Ovation“ zu nennen, möchte ich ihm nicht zutrauen, daß er sich im Glanze findet und ernstlich glaubt, er habe gesiegt. Das überläßt er gewiß den Hammännern, die schon für ihre Vorzimmerherrlichkeit bebten. Er hat nicht gesiegt. Zu ihm könnte, wie Friedrich zu Wilhelm Meister, ein Freund sprechen: „Ich muß lachen, wenn ich Dich ansehe; Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Gselinnen zu suchen und ein Königreich fand.“ Zwiefachen Gewinn hoffte er von dem Wahlkampf: wesentliche Schwächung des Centrums, wesentliche Stärkung des Liberalismus. Die Hoffnung hat getrogen. Im Dezember schrieb ich: „Prophezeiung wäre närrisch. Sicher ist, daß die Römerlegion getrosten Muthes, fröhlich sogar in den Wahlkampf zieht. Sicher auch, daß die frohe Zuversicht nicht ganz grundlos ist. Nach ruhigem Ablauf der Legislaturperiode hätte das Centrum keine leichte Arbeit gehabt. Die haben mitregirt, würde es heißen; seht nun selbst, was dabei herausgekommen ist. Setzt ist das Angstgeispinnst zerflattert. Rom's Donnerlegion wieder, was sie war. Kleiner Hader muß schnell verstummen. Wie stehts? In Baden sind zwei Mandate gefährdet; mehr werden die Polen erobern; und vielleicht wird Köln diesmal genommen. Doch ist zu hoffen, daß auch der Säumigste vor die Urne tritt. Mit der Kampflust kehrt auch die alte Zucht zurück; und kann wieder den Sieg erzwingen.“ Hat ihn erzwungen. Baden hielt sich standhaft und sogar Köln kann in der Stichwahl gerettet werden. Die katholischen Granden haben eben so wenig auszurichten vermocht wie vor zwanzig und vor vierzehn Jahren. Das vom Kanzler als dem Deutschen Reich feindlich geächtete, von allen Parteien hitzig beschdote Centrum hat in der Hauptwahl neunundachtzig Sitze erstritten, so viele wie alle ihm nicht affiliirten bürgerlichen Gruppen zusammen: und kehrt, auch wenn es, wider Erwarten, noch zwei, drei theure Häupter verliert, nicht geschwächt, sondern gestärkt in den Reichstag zurück. Denn eine Partei, die nach solcher Ueberrumpelung aufrecht bleibt, ist in absehbarer Zeit nicht zu besiegen. Und der Liberalismus? Die vier Fraktionen haben einstweilen ein Gesamtkapital von neunundzwanzig Mandaten. Und wir hatten nach dem dreizehnten Dezember doch gehört, nun dämmerer der Freiheit ein Frühlingssmorgen und die Volkseele lange in Sehnsucht nach den Heilswundern des Liberalismus. Die radikalste Bürgerpartei wurde diesmal von den Regirenden unterstützt. Nach all dem Aufwand ist sehr möglich, daß die des Agrarismus (also der reaktionärsten Gesinnung) verdächtigen Gruppen, trotz dem Geschrei über Brotwucher und Fleischnoth, ein Duzend

Mandate gewinnen. (Nur auf die Mandate kommt's an. Stimmenzuwachs? Je m'en siche. Als Symptom ist er natürlich wichtig. Doch wir haben von einer zur anderen Wahl oft genug die wunderlichsten Veränderungen der Ziffersummen erlebt und den Glauben an ihre Beweiskraft verloren.) Ein Liberaler, der über dieses Wahlergebnis jauchzt, muß recht bescheiden geworden sein.

Vor, während und nach jeder Wahl wird gelogen, daß sich die Balken biegen. Altes Recht, das nach dieser Karnevalswahl gewiß nicht verschärft werden soll. Um Victoria schießen zu können, thut man, als habe der Frontalangriff sich gegen die Sozialdemokratie gerichtet, als sei das Centrum nur so nebenbei bekämpft worden. Begreiflich; nur ist die Unwahrhaftigkeit des Gethues leicht zu erweisen. Daß die Rothen empfindlich zu schwächen seien, glaubten die Reichsgeschäftsführer ja nicht. Hielt Keiner für möglich. Wie die meisten Bourgeois, meinten die Mandarinen, das Wachsthum der Rote sei auf Jahre hinaus nicht zu hemmen. Erwähnen mußte man sie (vor jedem cerlamen pro aris et focis gehört sich); versprach sich aber nichts Rechtes davon. Schwarzwild hoffte man auf der verschneiten Strecke zu finden. Sahst Ihr die Auflösung-Medaille, die auf der einen Seite die (ins Heldische stilifirten) Köpfe der beiden Bernhards, auf der anderen eine Mannesfaust zeigt? Dunklem Nachtgewögel ballt sie sich, verspätetem, in der Sonnenaufgangsstunde entgegen. So wars gemeint. Daß die Sozialdemokratie ein Zünftel aller Mandate bekomme, schien nicht zu hindern, schadete schließlich auch nicht. Vor vier Jahren jubelte das Centralorgan der sanften Revolutionäre: „Unser das Reich, unser die Welt!“ Jetzt heulte es: „Fort mit der Hottentoten-, zum Spotten banke-roten Weltflottenpolitik!“ Dieser Pharus am Meer des Unsinn's mochte weiterleuchten. Der Nachtbereich des Centrums sollte geschmälert werden. Deshalb, wie vor zwanzig Jahren, die Alarmingung rheinischer und schlesischer Edelmannschaft. Deshalb im nationalliberalen Wahlaufruf die Frage: „Wem will das deutsche Volk folgen: dem Ruf der nationalen Pflicht oder Herrn Koeren und Genossen?“ Der Thurm, dachte man, verträgt den Sturm nicht, wenn die Bertheidiger als Feinde des Reiches verschrien werden. Ist's nöthig, die Sätze zu wiederholen, in denen die Inspirirten Schlachtruf und Siegeszuversicht ins Land schmetterten? Rein; jeder Wache weiß, wen die mit Eisenfarbe angestrichene Faust treffen sollte. „Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding der Klugerefahrne sich beschäftigt, so ist fürwahr die Thorheit nicht gering, die seiner sich am Schluß bemächtigt.“ Nur das Centrum darf triumphiren. Wer ihm das Recht bestreitet, ist unredlich. Schießt nicht zu laut Victoria! Guer Generalissimus hat am Tag von Canossa eine Bataille verloren.

Sich aber, wie schon im Dezember ihm hier beisehnt ward, als einen Meister persönlicher Politik bewährt. Wenn die Krankheit ihn nicht, wie manches Symptom fürchten ließ, für die Dauer geschwächt hat, können seine praestigia nun wieder wirken. Was er als sicher vorausjah, ist nicht eingetroffen, was er nicht vorausjah, Ereigniß geworden. Besteht er sich selbst? Fragt er, wie Goethes Friedrich: „Welch einen Kranz verdien' ich?“ Weiß er, wie Wilhelm am Ende der Lehrjahre, daß er unverdientes Glück erlangt hat? Unser Zweifel kann nicht lange währen. Wenn der Kanzler im Laumeltausch des Gefindes nüchtern geblieben ist, verständigt er sich mit dem Centrum. Thut ers nicht, dann thuns, geräuschlos, versteht sich, die agrarischen Parteien. Und früh oder spät muß ers doch thun. Mit einer von den Herren Normann, Baffermann, Liebermann, Raumann, Haubmann geleiteten Mehrheit ist kein Staat zu machen; kaum einer wichtigen Frage der Wirthschaft, des Rechtes, der Finanzpolitik befriedigende Antwort zu finden. Jetzt ist die Gelegenheit günstig. Das Centrum nicht gedemüthigt, sondern gestärkt und nach Menschenermessen auf fünf Jahre in seinem Besitzstand gesichert. Der Kanzler im Haupttreffen geschlagen, doch durch eine vom Glück gekrönte Nebenaktion vor Spott und Unglimpf bewahrt. In solcher Stimmung kann auch nach heißem Strauß ein Kluger leicht Frieden stiften. Verständigung ist nicht Unterwerfung. Was unter Richthofen und Stuebel geschah, darf nicht wieder geschehen; persönliche Eitelkeit aber auch das Reichsgeschäft nicht hypothekarisch belasten. Das Centrum wäre schlecht berathen, wenn es nur daran dächte, seinen Rachejurist zu stillen, und auf einem Kanzlerwechsel bestünde (bei dem das interessante Grüppchen der Hofengel-macher dann wieder mitwirken könnte). Nicht minder unklug wäre Fürst Bülow, wenn er, um den aus Papierblumen gewundenen Jungfernkranz (symbole d'une virginité refaite) recht lange unzerzauft zu behalten, vor einem Schritt zauderte, der ihm doch nicht erspart bleiben wird. Citat gefällig? „Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn, keine Thräne soll ihn pressen, keine Keue nage ihn. Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgesöhnt die ganze Welt!“ Oder, da Bismarck heute wohl päpstlicher scheint als Schiller: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steure, bestanden: *salus publica*. Ich habe von Anfang meiner Thätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber, wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland, für Preußen, was ist heute für die deutsche Nation das Nützliche, das Zweckmäßige, das Richtige? Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen,

kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation, ihre Selbstständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei athmen können.“ Besser ließe die Stimmung, die zum Friedensschluß drängt, sich gar nicht ausdrücken. Die *salus publica* heischt schnelle Versöhnung. Damit ohne neuen Zeitverlust erspriessliche Arbeit beginnen und heraufziehender Gefahr vorgebeugt werden kann. Intimität ist nicht nöthig; auch blindes Vertrauen nicht sofort wieder zu erreichen. Doch vernünftige Leute, die einander Etwas zu bieten haben, werden immer rasch einig.

Canossa? Rein: nur der Versuch, in kritischer Zeit Kraftvergeudung zu meiden. Ein Reichstag, in dem nur vierzig oder fünfzig Marxisten das zur Machtpolitik Unentbehrliche ablehnen würden, wäre eine gute Friedensaffekuranz.

Marcia funebre.

Das Bedürfnis deutscher Politik hat sich im Lärm und Blendnebel des Julmondes nicht geändert; ist im Februar noch, wie es im November war. Kann, wird der neue Reichstag es befriedigen? Raht er uns als eine Hoffnung?

Deutschland war nie in so unbequemer Lage wie jetzt. Welche Fehler und Augenmahnängel es mählich dahin brachten, weiß Jeder, der nicht blind und taub sein will. Die Litanei würde nur den Schmerz alter Wunden mehren. Was als bekannt vorausgesetzt werden kann und, wenn auch nur leise, zugestanden ist, soll nicht wiederholt werden. Eine Erinnerung aber drängt sich von jeder Himmelsrichtung her dem Klarheit suchenden Blick auf. Seit das Reich, dessen Stärke sogar einer Koalition die Angriffslust austreiben konnte, vor den Augen der Welt an der spanischen Küste von dem gewählten (und von flinken Zungen laut als unangreifbar gerühmten) Standpunkt zurückgewichen ist, wirkt der Nimbus deutscher Politik nicht mehr mit alter Kraft. Ein Zauberbann dreißigjähriger Gloria ward gebrochen. Europa hat rasch damit rechnen gelernt. Zwei Symptome sind in deutschem Land sichtbar. Herzog Ernst August von Cumberland hat, als die braunschweigische Landesversammlung „einen endgiltigen, vorbehaltlosen Verzicht der sämmtlichen Agnaten des herzoglichen Hauses auf Hannover“ von ihm verlangt hatte, am fünfzehnten Dezember 1906 geantwortet: „Ich habe die Reichsverfassung ausdrücklich und feierlich anerkannt. Ich habe allerdings meine Ansprüche auf die Krone Hannover nicht aufgegeben; ich halte aber, gestützt auf namhafte staatsrechtliche Autoritäten und Gutachten so wie auf analoge Präzedenzfälle im Deutschen Reich, diesen Anspruch mit der rückhaltlosen Anerkennung der Reichsverfassung für durchaus vereinbar. Dabei bin ich mir meiner Pflicht genau

bewußt, ihn niemals anders als auf reichsverfassungsmäßigem Wege geltend machen zu dürfen. Das ist von mir wiederholt öffentlich ausgesprochen und eben so erklärt worden, daß jedes den Frieden des Deutschen Reiches und der ihm angehörenden Staaten störende oder bedrohende Unternehmen meinen Absichten fern liegt, daß ich als deutscher Fürst mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig liebe und nie wissentlich veranlassen oder gutheißen werde, daß mit den zu meiner Verfügung stehenden Mitteln feindliche Unternehmungen gegen des Königs von Preußen Majestät oder den preussischen Staat angestiftet oder gefördert werden.“ Nobel und klug; ganz so hat Ernst August 1802 zum Deutschen Kaiser gesprochen. Dann aber kommt eine „rechtliche Verwahrung gegen die unserem Land und Haus angethane Gewalt“; die Berufung auf die Treue, die Hannover ihm gehalten habe; die Ablehnung des gewünschten Verzichtes; und das Erbieten, seinen und seines ältesten Sohnes Anspruch auf Braunschweig zu Gunsten des jüngsten Sohnes aufzugeben. Das klingt ganz anders. Klingt, als stamme es aus späterer Zeit. Da Ernst August seinen Jüngsten zum Herzog von Braunschweig-Lüneburg und zum Haupt einer selbständigen Linie machen will, stärkt er den Verdacht, er wolle sich und seinen Aeltesten für Hannover reserviren. Hat ihm, dem Eduard verschwägerten Prinzen von Großbritannien und Irland, ein politischer Kopf gerathen, die Hoffnung aus ihrem Grablinien zu schälen und nicht jetzt, gerade jetzt nicht ein Definitivum zu schaffen?... Zweites Symptom. Den Kindern der Nordschleswiger, die nach dem Krieg um die Elbherzogthümer für Dänemark optirt hatten, ist durch einen deutsch-dänischen Vertrag jetzt die Möglichkeit gewährt worden, die Rechte preussischer Staatsangehörigkeit zu erwerben und, wenn sie ihnen versagt werden, fortan unbehelligt in Dänemark zu leben. Der Vertrag brachte den Dänen eine beträchtliche Konzession; dennoch wehren sie sich gegen die Anerkennung des durch die Verträge von 1864, 66 und 78 geschaffenen Rechtszustandes. Auch Christians Sohn ist dem Britenkönig verschwägert. Ward ihm gerathen, die nordschleswigische Frage einstweilen noch ohne Antwort zu lassen?

(Daß den Optantenkindern, die so lange ohne Heimathrecht waren, das Leben erleichtert wird, danken sie einem Versprechen, das der Deutsche Kaiser in Kopenhagen gab. Vor dem Abschluß des Vertrages, dessen Werth nicht unbestritten ist, wäre vielleicht zu bedenken gewesen, daß jedes Abkommen mit einem skandinavischen Reich jetzt in England den Verdacht erregt, am Ende könne mehr dahinter stecken, als auf den ersten Blick zu sehen sei. Viel wichtiger ist der braunschweigische Handel. Die Braunschweiger möchten wieder einen Herzog aus dem Welfenhaus haben, das Erbieten Ernst Augusts annehmen und hof-

fen, daß der Bundesrath ihnen dazu helfen wird. Das kann er noch nicht; solange in ihm nationale stärker als dynastische Interessen vertreten sind, wird er sich vor einem Entschluß hüten, dessen Ausführung die Vormacht und damit das ganze Reich schwächen müßte. Ein Welfe darf in Braunschweig nur regiren, wenn das ganze Welfenhaus vorher auf Hannover verzichtet hat. Zu diesem Verzicht war Ernst August schon 1892 fast bereit; ihn zu erreichen, kann der deutschen Diplomatie nicht allzu schwer werden. Kommt es dazu, dann haben wir Grund zur Freude. Den Elementen aber, die ohne solchen Verzicht im Bundesrath für Cumberland stimmen würden, wäre zuzutrauen, daß die Sehnsucht nach den 1866 beseitigten Zuständen sie auch anderen Plänen, deren Ziel die Aenderung des Reichsbestandes wäre, geneigt machen könnte. Unsere lieben Nachbarn würdend ihnen zutrauen; würden diese centrifugalen Kräfte in ihre Rechnung stellen. Die Losung kann jetzt deshalb nur lauten: Unzweideutiger Verzicht aller dem Welfenhaus Angehörigen oder Erbrechtsanspruch der älteren braunschweigischen Linie. Ein Hohenzollern oder dem Deutschen Kaiser verschwägerter Prinz darf in Braunschweig nicht regiren.)

Kleinigkeiten? Werß dafür hält, verkennt unsere Lage. Erstens ist das Deutsche Reich ein so künstlich aus verschiedenen Stämmen gefügter Bau, daß nur kindischer Uebermuth daran denken kann, ohne unwiderstehlichen Zwang seine Haltbarkeit zu erproben. Zweitens hat das Algirasjahr uns geminderten Glanz hinterlassen und das deutsche Ansehen wäre unrettbar dahin, wenn wir noch einmal auf einem Rückzug ertappt würden. Mancher wartet drauf. Merkt Ihr noch nichts? Schärft Euer Ohr! Mit umwickelten Hufen traben die Pferde heran, auf denen die Männer des Erkundungsdienstes um unsere Grenzen schweifen. Topographische, taktische, statistische Refognoszirungen werden versucht. Die Diplomatie des von Eduard und seinem Günstling Clemenceau geleiteten antideutschen Syndikates will feststellen, wie es bei uns aussieht, was man dem Reich zumuthen, wo den ersten Vorstoß wagen darf. Zu dieser Strategie würde auch der Unbefriedigten ertheilte Rath passen, sich nicht nachgiebig zu zeigen und, da man nicht wisse, was morgen geschehen könne, die Dinge in der Schwebe zu halten. Ward in der Zeit zwischen Düppel und Sedan nicht auch den Dänen empfohlen, auf ihrer Forderung zu beharren und lieber nichts als wenig zu nehmen? Der Rath (Fürst Bülow hat von seinem Vater, dem Diener des Dänenkönigs, wohl oft davon gehört) kam aus London. Ob er heute auf härteren Boden fiele? Sir Edward Grey versteht sein Handwerk so gut wie Clarendon und hat nicht auf Damenlaune Rücksicht zu nehmen. Und im Haag handelt sichß um Größeres als in den Londoner Konferenzen.

Unsere politische Rüstung ist leider nicht so stark wie die militärische. King Edward, Grey, Clemenceau: dieser Dreieck ist nicht zu verachten. Jetzt schickt Frankreich uns einen seiner pfiffigsten Diplomaten: Herrn Jules Cambon, der in Madrid die afrikanischen Geschäfte der Republik klug besorgt und sich dennoch die Freundschaft des Herrn von Radowicz gesichert hat. Einen Mann von vielen Graden also. Das war Herr Bihourd, sein Vorgänger, nicht. Daß er über höfische Stimmungen so genau nach Paris berichten konnte, war wohl nicht sein Verdienst. Herr Lecomte, sein stattlicher Botschaftsrath, ist noch von der münchener Gesandtenzeit her dem Fürsten Philipp Eulenburg intim befreundet und kann, ohne übereifrig zu werden und dem romantischen Freund Indiskretion zuzumuthen, Manches erfahren, was der Rekognoszirung sonst nicht erreichbar ist. Lecomte ira demain à Liebenberg: in dunklen Stunden hörte man am Pariser Platz; und das Trostwort verscheuchte die Sorge. Der Rouviers Documents diplomatiques über Marokko las, staunte über Bihourds gute Information. Die französischen Journalisten flüsteren: Lecomte! Schrieben aber nie ein Wort über die Sache. Nicht, als Fürst Phili nach Algeras den Hohen Orden vom Schwarzen Adler erhielt. Nicht einmal, als im Spätherbst 1906 Herr Lecomte mit dem Deutschen Kaiser zusammen in Liebenberg war. Das ward noch nicht erlebt. Für regierende Herren existirt sonst nur der Botschafter oder Gesandte, nur der Chef, nicht das Personal der Mission; und in vertrauliche Geselligkeit pflegten die Hohenzollern, seit der Oesterreicher Seckendorf den Marschall Grumbow aus der Pflicht gelockt hatte, fremde Diplomaten überhaupt kaum noch zuzulassen. Nun war ein Botschaftsrath der Freund des dem Kaiser Nächsten; wohnte Tage lang mit dem Allerhöchsten Herrn unter einem Dach und durfte ihn auf Spaziergängen begleiten. Den Parisern schiens unglaublich. Sie fragten, ob's wahr sei; und erhielten die Bestätigung. So straff ist dort aber, wo der Patriotismus ins Spiel kommt, die Disziplin, daß kein Wörtchen in die Presse glitt. Auch in die englische Presse keins; trotzdem die Korrespondenten der großen Blätter den Vorgang kannten. Bismarck pflegte von Phili zu sagen, er habe eine beinahe krankhafte Reizung, Klatschgeschichten weiterzutragen, und stifte damit leicht Unfrieden. Das Bemühen, auf einem Privatweg, unter dem Weihezeichen der Purpurstandarte, zwischen Deutschland und Frankreich Frieden zu stiften, könnte noch gefährlicher werden. Auf der einen Seite der höllisch geschickte Cambon, Edwards Mann, und Lecomte, l'ami de l'ami, auf der anderen Phili plus Tschirskly: die Partie wäre gar zu ungleich und müßte mit deutschem Verlust enden.

Wer kein brauchbares Spiel in der Hand hat, soll passen. Wir können's.

Je stiller und fester, desto besser ist in diesem Jahr chronischer Unsicherheit unsere Politik. Deutschland darf nicht noch einmal zur Hinnahme lästiger Zumuthung gezwungen werden. Deshalb: weder Zank noch Flirt mit den Mächten der entente cordiale. Selbst um den Preis einer Orient-Verständigung (die uns, als dem austro-russischen Interessentkreis Angehörigen, nur Schaden würde) kein Austausch von Zärtlichkeiten. Zu wünschen wäre auch ein recht nahes Ende der Rederei über den Werth und die unermessliche Entwicklungsfähigkeit deutscher Kolonien. Swakopmund soll der größte Hafen Südafrikas werden. Ein schöner Plan; unnöthig aber, ihn jetzt schon zu illuminiren. Sagt ein fluger Unternehmer je, er stärke sich für Riesenpläne, trachte nach dem höchsten Ziel und werde durch sein Handeln übermorgen des Erdkreises Staunen erregen? Niemals. Er schweigt und arbeitet. Gegen Jeden, der anders handelt, schaaren sich Alle von der Expansion irgendwie Bedrohten. Zum zweiten Mal dürfen wir nicht vor schadenfroh leuchtenden Blicken erleben. Daß wir an aktive Politik nicht denken dürfen, ist traurig genug. L'Allemagne se recueille: muß es jetzt heißen; und dieses Deutschland für eine Weile so uninteressant wie möglich sein. Dafür muß der Reichstag sorgen. Hindern, daß neben der offiziellen eine höfische Diplomatie fortwirke. Die Auskünfte (auch über Marokko) fordern, auf die er in der Adventzeit vergebens hartete. Das Gespräch da aufnehmen, wo es im Dezember abgebrochen wurde. Ruhig, doch mit dem fühlbaren Willen, es diesmal nicht nach fürstlichem Belieben zu schließen. Ein Kanzler, der sich nicht muthwillig in Gefahr begiebt, wenn er aber hineingeräth, sich zu wehren weiß, nicht vom Platz weicht und immer gewiß ist, daß er die Geschäfte allein leitet und durch Privatpolitik nicht gestört werden kann; und ein patriotisches, starkes, wachsamcs Parlament: dann ist nichts zu fürchten. Wir brauchen nur Zeit. So lange Deutschland als eine Gefahr verschrien werden kann, schlummert draußen der Zwist. Sind wir still, so wendet das Auge der Koalirten sich wieder den Reibungsflächen zu, die sie so lange von einander schieden und die une haine commune sie seitdem vergessen ließ.

Scherzo.

In Berlin schrieb der Kaiser: „Es entspricht meinem Wunsch, daß wegen Majestätbeleidigung oder Beleidigung eines Mitgliedes meines königlichen Hauses nur solche Personen die gesetzliche Strafe erleiden, welche sich jener Vergehen mit Vorbedacht und in böser Absicht, nicht bloß aus Unverstand, Unbesonnenheit, Uebereilung oder sonst ohne bösen Willen schuldig gemacht haben. Ich beauftrage daher Sie, den Justizminister, mir, so lange nicht das

Gesetz eine entsprechende Einschränkung der Strafbarkeit enthält, fortlaufend von Amtes wegen über alle nach dem Angeführten berücksichtigenswerthen Beurtheilungen behufs meiner Entschliehung über die Ausübung des Begnadigungsrechtes zu berichten". Eine löbliche Regung, die zwar, da ein böser oder mindestens unbestimmter Dolus leicht festgestellt ist, ernstern Kritikern der Majestät kaum je nützen wird, immerhin aber zeigt, daß auch der Kaiser nicht mehr glaubt, diese Kritik sei durch Strafandrohung niederzuzwingen. In Rom sprach der Botschafter Graf Monts: „Im Ausland hat sich vielfach der Brauch eingebürgert, am Geburtstag des Kaisers den Fremden die Eigenschaften Wilhelms des Zweiten geradezu anzupreisen. Das müßte die Ehrfurcht vor dem Träger der Krone der Salier und Staufer verbieten. Im Verfassungsstaat ist der Monarch dem Lob wie dem Tadel entrückt. Die Deutschen sind keine Byzantiner, sondern freie Männer. Byzanz welkte. Deutschland blühe bis ans Ende aller Tage!“ Daß die Krone der Hohenzollern die selbe ist, die Salier und Staufer einst trugen, das neue Reich ans alte, unselige, verhöhnnte geknüpft werden darf, wird Mancher bestreiten; doch jeder Aufrechte sich der tapferen Sätze freuen. Solches Beispiel muß die vom Volk Abgeordneten spornen. Auch den Kanzler. Wer weiß? Am Ende war er nur schüchtern, so lange achtzig rothe Genossen vor ihm saßen, und beruft sich in Nothfällen nun gern auf einen starken Reichstag, der auch die Grenzen kaiserlicher Gewalt einzuzäunen wagt.

Noch Neues? Die Grafen Mollke und Hohenau haben das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen (Philii hat es wohl längst). Und den Herren, die für das falkenberger Offiziersanatorium Etwas „gestiftet“ haben, hat der Kaiser seine in Cadinens Werkstatt fabrizirte Büste ins Haus geschickt. August Scherl: Rother Zweiter mit Eichenlaub. Und zur Stichwahl werden die Parteien, die vorgestern wüßte Schimpfrede tauschten, friedlich neben einander marschiren. Wollt Ihr ein paar Wahlausrufe hören, die auf meinen Tisch kamen, weil ich darin, trotz der Antipathie, als Zeuge für die gute Sache des Centrums vorgeführt ward? Hier einen aus dem badischen Freiburg:

„Reichstagswähler! Auf ausgestopftem Schlachtroß rücken die vereinigten Liberalen in den Wahlkampf, wenn sie in ihren Flugblättern glauben machen wollen, es handle sich beim jetzigen Wahlkampf um Ehr' und Gut der Nation, die durch die Reichstagsmehrheit vom dreizehnten Dezember 1906 gefährdet worden seien. Alle Welt ist darüber einig, daß für die Auslösung des Reichstags koloniale oder nationale Gesichtspunkte im engeren Sinn nicht entscheidend waren. Die „guten Katholiken“, die nach den Liberalen wegen der ablehnenden Haltung des Centrums einen „Ansturm gegen Centrumsführer im eigenen Lager“ machen, waren bis auf eine verschwindend kleine Anzahl überhaupt nie Anhänger des Centrums! Deren ganze Aktion ist ein Fischchen Mauerstraß, der sich am Centrumsthurm zeigt, aber die Quadern des Thurmes nicht lodern wird. 1887 und

1893 ist die Centrumpartei spielend über ähnliche Aktionen hinweggekommen. Diesmal ist eine solche noch aussichtsloser. Diese „guten Katholiken“ haben bis jetzt auf politischem Boden noch keine Thätigkeit ausgeübt, die sie zu einer Führerrolle berechtigt. Sie mögen sich vom Centrumsgegner Maximilian Harden belehren lassen, der in der „Zukunft“ die Protestanten davor warnt, sich gegen das Centrum als den „Schwarzen Mann“ heizen zu lassen. Von den Wahlausrufen der „Nationalgesinnten“, welche das Centrum der Unzuverlässigkeit in nationalen Dingen beschuldigen, sagt er: „Diese Wahlausrufe sind ruchlos, weil sie unwahrhaftig sind. Reißt diese Manifeste feiger Ohnmacht in Fetzen!“ Der Katholik, der unter heutigen Verhältnissen dazu mitwirken würde, das Centrum zu zertrümmern oder zu schwächen, gleiche dem Wahnsinnigen, der das Dach einreißt und über sich zusammenstürzen läßt, unter dem er bis dahin Schutz gefunden gegen alle Stürme. „Euer nationales Ehrgefühl halte Euch ab, einem Centrums Kandidaten Eure Stimme zu geben!“ rufen die Liberalen den Wählern zu. Ist eine Partei berufen, besonders an das nationale Ehrgefühl zu appelliren, die so und so oft erklärt hat, die Reaktion (nach ihrer Meinung das Centrum, Konservative, Agrarier etc.) sei gefährlicher als die Sozialdemokratie, und dabei genau weiß, daß diese auf internationalem Boden steht? Den konfessionellen Frieden wollen sie schützen, die Liberalen, die Epigonen der Kulturkämpfer der siebziger Jahre, deren heutiger „Aufschwung“ nur das Anziehen unter dem Zeitfesselschwung ihrer janatsch-kulturkämpferischen „Jungen“ ist. Wähler! Gebt die Stimme nicht dem Kandidaten der Partei, die noch nie einen Rückhalt im Volke besessen und rechts und links um Hilfe steht, gebt sie dem Kandidaten der Centrumpartei, deren fester Bestand noch immer gezeigt, daß die Wurzeln ihrer Kraft im Volke liegen. Wählt also den Bädermeister und Stadtverordneten Herrn Karl Haufer. Das Wahlkomitee der Centrumpartei.“

Ein zweiter, ungefähr nach der selben Tonart, aus Bonn:

„Katholische Mitbürger und Reichstagswähler! Ein Wahlauschuß von Herren, der sich „national“ nennt, überschwemmt Stadt und Land mit Flugblättern, die an Unwahrheit und Entstellung und Heuchelei Unglaubliches leisten. Wer ist dieser „nationale“ Ausschuß? Antwort: Die nationalliberale Partei in Bonn! Die Partei der janatschischen und verbissenen Kulturkämpfer! Die Partei der „Bonner Zeitung“, dieses katholikenfeindlichen Heftblattes erster Ordnung! Dieser Milchmatsch, bestehend zum großen Theil aus Protestanten und Altkatholiken, aus liberalen Professoren und Freimaurern, wagt es, in einem an Euch, katholische Mitbürger, gerichteten Flugblatt Euch darüber belehren zu wollen, welchem Kandidaten Ihr Eure Stimme geben sollt; muthet Euch, katholische Mitbürger, zu, Eure Partei zu verrathen, deren Einigkeit und Stärke wir die Beseitigung der Gefahr des Kulturkampfes und den konfessionellen Frieden verdanken. Die Maske herunter! Katholische Mitbürger und Reichstagswähler! Neununddreißig Katholiken haben in Düsseldorf den bekannten Aufruf unterzeichnet und damit bewiesen, daß ihnen die Geschichte und Grundsätze der Centrumpartei vollständig fremd sind und daß ihnen jedes politische Verständniß für das wahre Wohl des katholischen Volks theils abgeht! Kein Wunder! Es handelt sich zumeist um Herren, die theils ihres jugendlichen Alters, theils ihrer früheren Stellung wegen nicht in der Lage waren, die wahren Interessen des katholischen Volkes kennen zu lernen! Was bedeuten diese Neununddreißig, und wenn auch noch ein paar Kuxen dahinter ständen, gegenüber den Millionen Katholiken und Millionen Centrumsstimmen?! Solch ein Nachwerk wollen die „Nationalen“ zum Stimmenfang benutzen! Es wäre nicht zu verwundern, wenn die selbe Gesellschaft Euch noch

den Papst vorführen würde, um für die nationalliberale Partei Propaganda zu machen! Auf diesen Reim kriechen wir nicht! Zu solch hinterlistiger Taktik paßt genau der frivole Vorwurf, Ihr, katholische Mitbürger und Centrumswähler, liebet das Vaterland feig im Stich! Wir weisen solch niedrige Verleumdung mit Entrüstung zurück! Dieses Verhalten der sogenannten Rationalen, die den Patriotismus allein für sich gepachtet haben wollen, ist in seiner Unheilseligkeit und Erbärmlichkeit treffend gekennzeichnet durch Maximilian Harden, einen Freund Bismarcks, in seiner „Zukunft“. Er sagt: „Diese Wahlaufrufe sind ruchlos, weil sie unwahrhaftig sind! Reißt diese Manifeste feiger Ohnmacht in Fetzen! Katholische Mitbürger und Reichstagswähler! Die richtige Antwort auf die liberalen Annahmen geht am fünfundzwanzigsten Januar 1907 mit dem Stimmzettel für Dr. Peter Spahn, Oberlandesgerichtspräsidenten in Kiel. Das Wahlkomitee der Centrumspartei.“

„*an die Mitbürger der Stadt Münster. Mitbürger! Die Wahlschlacht steht bevor.*“

An die Centrumswähler der Stadt Münster. Mitbürger! Die Wahlschlacht steht bevor. Die Lage hat sich geklärt durch den Aufmarsch der Parteien und die Kundgebungen der Regierung. Der Reichskanzler hat die Parole ausgegeben: Nieder mit dem Centrum! Und alle Parteien, die Konservativen, die Liberalen, kurz alle sogenannten Rationalen, berennen den Zentrumssturm Schulter an Schulter mit den revolutionären Sozialdemokraten. Diesen ist der Thurm das festeste Bollwerk des Reiches und unserer Gesellschaftsordnung. Jenen der unbequeme Hort unserer Volksrechte und unserer christlichen Ueberzeugung; den Einen zu national, den Andern zu wenig national. Allen gleichermaßen verhaßt. Aus dem Haß aller Parteien und seinen Gründen leuchtet hervor, daß das Centrum die Partei der wahren Mitte ist. Das Centrum ist die Partei der positiven Arbeit und es hat stets mitgearbeitet zum Wohl des ganzen Reiches wie aller Stände des deutschen Volkes. Sein Ziel war stets und ist noch heute der politische, der religiöse und soziale Friede. Was will das Centrum? Wahrung der Verfassung, Wahrung der Rechte des Kaisers, aber auch der Rechte des deutschen Volkes, daher auch Wahrung des geltenden Reichstagswahlrechtes; Wahrung des Rechtes und der verantwortlichen Pflicht des Reichstages zur selbständigen Prüfung aller Gesetzesvorlagen, einschließlich des Etats; Stärkung des Deutschen Reiches nach innen und nach außen, daher Pflege der Wehrkraft des Reiches zu Wasser und zu Lande; eine maßvolle Kolonialpolitik, getragen von christlichem Geiste; Ausbau der sozialen Gesetzgebung im Sinn der ausgleichenden Gerechtigkeit für alle Stände; Erhaltung des religiösen und konfessionellen Friedens, Schutz der Religion und der Sittlichkeit, Gleichberechtigung der Angehörigen aller Konfessionen. Was will das Centrum nicht? Keinen Umsturz. Kein absolutes Regiment. Keine ulerlose Welt- und Kolonialpolitik. Keinen verantwortungslosen Reichstag. Keine ungerechte Belastung der schwachen Schultern. Keine Entchristlichung und Entsittlichung des deutschen Volkes. Keinen neuen Kulturkampf. Keine konfessionelle Verhegung des deutschen Volkes. Dies war stets Centrumspolitik, ist es heute und wird es stets bleiben!! Das ist nationale Politik im besten Sinn des Wortes!! Den Vorwurf, die Centrumspolitik sei antinational, weisen wir mit tiefster Entrüstung zurück! Was steht heute auf dem Spiel? Keine nationale Frage. Nicht die Macht und die Ehre des Reiches, sondern das Budgetrecht des Deutschen Reichstages, die Existenz des Centrumes und sein legitimer Einfluß, die Bildung eines liberalen Blocks mit allen ihren Folgeerscheinungen, welche wir aus den siebenziger Jahren noch kennen. Was würde der erstrebte liberale Block bringen? Neue Steuern für die Massen! Stillstand der sozialen Gesetzgebung! Kulturkampf trotz

allen Erklärungen des Reichskanzlers. Centrumswähler! Der Stimmzettel ist Eure Waffe: Niemals war die Pflicht zur Ausübung des Wahlrechts so ernst und heilig wie heute. Darum tretet Mann für Mann an die Wahlurne und gebt Euren Stimmzettel ab für das Centrum, für unseren einstimmig aufgestellten Kandidaten, den Universitätsprofessor Dr. Georg Freiherrn von Hertling. Angesichts der uns schwer verletzenden, unberechtigten Vorwürfe des Reichskanzlers, angesichts der haltlosen Angriffe der sogenannten Nationalen, angesichts der unseren heiligsten Interessen drohenden Gefahren muß unser Centrumskandidat jetzt erst recht mit erdrückender Stimmenmehrheit gewählt werden. Der Vorstand und Arbeitsausschuß des Centrumswahlkomitees der Stadt Münster."

„Eine hundsgemeine, erbärmliche Lüge, die zum Himmel stinkt, schießt der Vorstand und Arbeitsausschuß des Centrumswahlkomitees in die Welt. Nachdem wir dem Centrum in unseren Flugblättern die arbeiter- und volksfreundliche Mäste herabgerissen und dadurch die darunter verborgene widerliche volksfeindliche Frage aller Welt gezeigt haben, wagten sich endlich die Knappen des Centrums aufs Kampffeld und sofort stank es nach Lügen und Gemeinheit! Wähler! Wir zeigten Euch, wie die Mehrheit des verflochtenen Reichstages unter Führung des Centrums durch die neuen Handelsverträge das arbeitende Volk um viele hunderte Millionen Mark aufs Neue belastete und dadurch sich und Thronsgleichen die stets offenen Taschen füllte. Wir zeigten Euch, daß die Folge davon die jetzt herrschende drückende Thuerung ist. Wir zeigten Euch, daß dem Volk im vorigen Jahr weitere 170 Millionen Mark neuer Steuern aufgebürdet wurden und weitere neue Steuern in Aussicht stehen. Wir zeigten Euch, daß nur das Centrum als ausschlaggebende Partei verantwortlich ist für die schwere Noth der Zeit. Da besitzen die Süßlinge der Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht die Gemeinheit, zu schreiben: Diese 170 Millionen wurden aber — unser Sozialdemokrat wird erschrecken — auch von der sozialdemokratischen Partei bewilligt! Einstimmig bewilligt! Da soll doch...! Hat unser Sozialdemokrat Dies etwa nicht gewußt? Oder handelt er wieder nach dem famosen Partei-grundsatz? Beides ist möglich, Letzteres wahrscheinlicher! Wahrhaftig! Da soll doch der Teufel dreinsahren! Eine schmutziger, erbärmlicher Lüge hat die Welt noch nicht gesehen! Wie ist's in Wahrheit? Die Sozialdemokraten stimmten geschlossen gegen die Brau-steuererhöhung, weil sie doch auf das Volk abgewälzt wird, wie ja die Erfahrung zeigt, gegen die Cigarettensteuer, weil sie die ohnehin schwerbelastete Tabakindustrie trifft und durch den Rückgang des Cigarettenverbrauchs Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen dieser Industrie arbeitslos würden, gegen den Frachtbriefstempel, weil den beileibe nicht die großen Geschäftshäuser tragen, sondern diese Steuer selbstredend wieder auf die Waaren geschlagen wird, gegen die Fahrkartensteuer, weil sie eine verkehrsfeindliche Maßnahme ist, gegen die Erhöhung des Ortsportos, weil Dies ebenfalls eine verkehrsfeindliche Maßnahme ist, gegen die Automobilsteuer, weil sie Verkehr und Industrie schädigt und weil die Reichen nicht ihre Ausgaben, sondern ihre Einnahmen und ihr Vermögen versteuern sollen, gegen die Reichserbschaftsteuer, weil sie ganz den Bestrebungen der Großgrundbesitzer angepaßt ist und in unerhörter Weise, zum Beispiel bei Fürsten und Andern, durch nichts gerechtfertigte Ausnahmen zuläßt, für die Aufsichtsrats-Lantiensteuer, weil es eine Steuer auf das Einkommen ist. Dagegen beantragte die Sozialdemokratie zur Dedung des Fehlbetrages eine gerecht aufgebaute Erbschaftsteuer, die etwa 200 Millionen Mark aufbringen würde, wodurch dann alle anderen oben angeführten Steuern überflüssig geworden wären und die so drückende Salz- und Petroleumsteuer aufgehoben werden konnte. Das Centrum stimmte natürlich dagegen, da diese Steuer ja die Reichen

belästet hätte! Wähler! Das ist die Wahrheit! Und angesichts dieser Thatfachen diese dreiste Centrumslüge! Weil sich diese Volksverrätther schuldig fühlen, schreien sie lügend: „Die Rothhen haben gerade so gemacht!“ Damit wollen sie die Sozialdemokratie beim Volk anschwärzen! Das ist die Taktik des Diebes, dem die Verfolger auf den Fersen sind und der dann schreit: „Haltet den Dieb!“ Aber nach wie vor führen sie weiter, ohne zu erröthen, ihre Devise: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht!“ O diese scheinheiligen Heuchler! Angesichts der vorhin festgestellten Thatfachen, für deren Wichtigkeit wir jederzeit und überall (auch vor dem grünen Tisch!) den Beweis der Wahrheit antreten können, erklären wir hiermit die Behauptung, die Sozialdemokratie habe für die 170 Millionen neuer Steuern gestimmt, für eine ehrlose Verleumdung. Eben so wird abgelogen, daß die Zölle die Lebensmittelpreise steigern. Da fragen wir doch: Welchen Zweck haben denn dann die Schutzzölle? Die Schutzzölle haben den Zweck und den Erfolg, die Lebensmittel usw. um die Höhe des Zolls zu verteuern. Diesen so erhöhten Preisen schließen sich die Inlandspreise an, also wirken die Zölle preissteigernd! Mit dreister Stirn behaupten die Brotwucherer in ihrem Flugblatt: „Alle Welt sieht, daß das Brot seit 1903 um keinen Pfennig theurer geworden ist.“ Gewiß! Das fünfzig-Pfennig-Brot kostet heute noch fünfzig Pfennig; daß es aber ein gut Theil kleiner und leichter geworden ist, weiß jeder Arbeiter und jede Arbeiterfrau! Lug und Trug jedes Wort in dem Rechtfertigungsversuch der Brot- und Fleischwucherpartei! Die selben kurzen Beine hat die Lüge betreffs der Neußerung des Sozialdemokraten Ledebour über Mittelstand und Sozialdemokratie. Ledebour hat Derartiges niemals gesagt! Wähler! Ihr seht, das Centrumsflugblatt bringt nichts als blanke Lügen! Eine eben so dreiste Lüge ist, daß der „Vormärz“ angegeben habe, die sozialdemokratische Parteileitung schröpfe jeden ihre organisirten Genossen jährlich um mindestens fünfzig Mark Parteigeld. Wähler! Wer zu solch schmutzigen Mitteln greift, dessen Sache muß doch schlecht stehen! Und die Sache des Centrums steht auch schlecht! Diese Feinde fürchten das Volksgericht; sie wissen, daß sie am Freitag ihren wohlverdienten Lohn erhalten! Arbeiter! Wähler! Wer von Euch noch für die Wucherpartei, das Centrum, stimmt, darf sich nicht beklagen über schlechte Zeiten, über hohe Lebensmittelpreise! Wer für das Centrum stimmt, heißt die Schandthaten des Centrums gut! Arbeiter! Wähler! Ihr habt jetzt Euer Schicksal in Eurer Hand! Laßt Euch durch keine Centrumslügen beirren, gebt der Partei Eure Stimme, die dafür eintritt, daß die Lebensmittelzölle abgeschafft und dafür die Lasten des Reiches hauptsächlich auf die Schultern der Reichen gelogt werden! Gebt Eure Stimme dem Kandidaten der Sozialdemokratie, dem Tischler Heiko Groenewold. Nieder mit der Lügenpartei, dem Centrum! Nieder mit dem Brot- und Fleischwucher! Hoch die Sozialdemokratie! Das sozialdemokratische Wahlkomitee.“

Glaubt danach noch Einer, daß diese Parteien in einer Front gekochten haben? Nur in einer Negation fanden sie sich zusammen; auch nur, weil, am dreizehnten Dezember, der vor dem Konflikt bangende Graf Ballestrem, um seinen Freunden mehr Zeit zur Ueberlegung zu sichern, über den Antrag Ab-laf, nicht vorher über den weitergehenden Antrag Hompesch abstimmen ließ. Für den waren die Rothhen nicht zu haben; er gab ja zwanzig Millionen.

Finale.

Ein Triumph des Centrums und keine wesentliche Stärkung des Liberalismus. Aber eine lebhaftere Bethheiligung des Bürgerthums, das in Dern-

burg den Exponenten seiner Wünsche sah, und eine Niederlage der Sozialdemokratie. Die muß ihr Programm und ihre Taktik revidiren, die greisen Führer durch rüstigere und modernere Männer ersetzen: und merkt dann vielleicht bald, daß es für sie keine Lebensfrage ist, ob sie vierzig oder achtzig Mann auf der Parlamentswache hat. Nützlich ist der Beweis, daß ein neues Ausnahmegesetz nicht nöthig ist; nützlich die der Genossenschaft ertheilte Lektion; nützlich, daß der Spufglaube an ein unbegrenztes Wachsthum der Sozialdemokratie nun bestrafet ward. Die Kolonialforderungen? Für die war im alten Reichstag eine Mehrheit zu haben (auch für Eisenbahn und Staatssekretariat); giebt's jetzt sogar zwei. Von Parole und Feldgeschrei wollen wir lieber schweigen; und abwarten, wie lange die Freude an der großen Aktion währen wird. Nur noch einmal betonen, daß sie im Haupttreffen mit kläglicher Schlappe geendet hat.

Liberaler wird der Reichstag nicht (für die politischen Forderungen des Liberalismus stimmten ja auch die Sozialdemokraten); eher noch konservativer. Und brauchbare Arbeit ist von ihm nicht zu erwarten, wenn das Centrum, statt wieder auf seinen alten Platz vorzurücken, zäh im Schmolzwinkel bleibt. Eine „unberechenbare Partei“ hat's der Kanzler genannt. Bismarck war anderer Meinung. Am dritten Dezember 1884 sagte er: „Die Centrumspartei hat Vieles an sich, was mich, im Vergleich mit anderen Parteien, in hohem Grade anzieht und besticht. Sie hat eine sehr strenge Disziplin. Viele ihrer Grundsätze sind mir sympathisch und ich theile sie. Man kann mit ihr rechnen.“ Auch heute noch, wenn man sich nicht als den Schwächeren erweist, kann und muß mit ihr rechnen. Wer sie ernstlich bekämpfen will, hat auf ein Menschenalter hinaus zu thun und darf von Tiraden nicht den Sieg erhoffen. Daß sich mit ihr leben läßt, hat Fürst Bülow erfahren. Er wird auch jetzt einen modus vivendi finden oder nicht lange mehr Kanzler sein. Wo ist seines Willens Ziel? Wo war's, als er zum Kampf rief? Statt zu sagen, wohin die Reize gehe, lächelte er hold: „Das kommt auf die Gesellschaft an, die sich mir anschließt.“ Das Schlachtroß stieg, die Hörner schmetterten: und als die Ruhe hergestellt war, sah er sich in dem längst ihm vertrauten Kreis; hatte der liberale sich dem konservativen Geist nicht nach durchlauchtigem Wunsch gepaart. Einerlei. Nicht um konservative oder liberale Regierung handelt sich's jetzt, sondern zunächst um die Sicherung des Reichsbestandes. Ein starkes Parlament ist zu haben. Ein Parlament, das nichts Nothwendiges weigert, nichts Unnöthiges gewährt. Die Ausdehnung monarchischer Macht nicht in Demuth dulden, die Leistung des verantwortlichen Beamten selbst prüfen wird. Der Kanzler kann sich freuen.

Das Problem der Entwicklung.

Im befruchteten Ei und im daraus hervorgehenden Embryo zeigt sich eine regelmäßig fortschreitende Vorbereitung auf den fertigen, fortpflanzungsfähigen Organismus. Der Gang dieser Vorbereitung, die Entwicklung des Embryo bis zur abschließenden Gestalt, ist ursächlich bestimmt durch die Gestalt der Eltern, von denen die Keimzellen hervorgebracht sind. Diese Gestalt ist die Ursache des Werdens einer neuen Gestalt, die ihr gleicht und die wiederum durch Fortpflanzung, Vererbung, Entwicklung eine Gestalt von gleicher Beschaffenheit hervorbringen kann. So sind die organischen Einzelwesen Glieder einer Reihe, die das Band der Erblichkeit mit einander verknüpft. Eine falsche Auffassung aber ist es, wenn man die Vererbung als eine Kraft ansieht, die Etwas bewirken könne, die Entwicklung des neuen Individuums hervorbringe. Die Vererbung ist keine Naturkraft, sondern ein Naturgesetz; sie ist der gesetzmäßige Ablauf von Erscheinungen, die durch Kräfte hervorgebracht werden, die jedem fortpflanzungsfähigen Organismus innewohnen und die Eizelle so beeinflussen, daß sie zu einem neuen Einzelwesen der gleichen Art sich entwickelt. Die schrittweise sich vollziehende Differenzierung der Theile im Embryo, die Entstehung seiner anatomischen und morphologischen Mannichfaltigkeiten aus der einfachen Zelle des befruchteten Eies, die hierfür erforderliche Vereinerung und Dislokation der Stoffe bilden ein so komplizirtes Problem, daß die Wissenschaft vom Mechanismus dieser Vorgänge erst sehr wenig zu entziffern vermochte; meist hat es bei einer Beschreibung des äußeren Gestaltwechsels sein Bewenden und im besten Fall gelingt es, die hierbei sich geltend machenden äußeren Einflüsse festzustellen. Denn wie schon die Nothwendigkeit der Brutwärme für die Entwicklung des Vogeleies, der Fruchtigkeit für das Keimen von Pflanzensamen zeigt, kommen neben dem erblichen Zwang auch äußerliche Einflüsse für die Entwicklung in Betracht.

Das Leben des Organismus besteht in verwickelten Bewegungen und diese sind der Ausdruck mannichfacher Arbeitsleistungen. Die besondere Art dieser Leistungen ist gegeben in der Betriebsenergie und der Konfiguration des Systems; diese setzt sich zusammen aus den einzelnen Systembedingungen, die den Bedingungen unserer für technische Zwecke angefertigten Maschinen entsprechen. Die Energie ist nicht erblich, sie tritt von außen in den Organismus hinein; wäre es anders, so wäre der Organismus ein Perpetuum mobile, also ein Ding der Unmöglichkeit. Die Systembedingungen vererben sich bei den Thieren und Pflanzen. Sie werden aufgebaut in der Entwicklung und hierfür sind besondere Kräfte erforderlich, die auch vererbt werden und nicht energetischer Art sind; ich habe sie Dominanten genannt. Für den Organismus als arbeitendes und sich entwickelndes Wesen kommen also vier fundamentale

Begriffe in Betracht: der Stoff; die Energie; die Systembedingungen (oder Systemkräfte) und die Dominanten.

Die Analyse der Organisation und des Lebens führt mit Nothwendigkeit auf ein inneres und erbliches formbildendes Prinzip, das mit dem Stoff und mit den physikalischen und den chemischen Kräften so schaltet und waltet, daß die daraus hervorgehenden Systembedingungen des Organismus immer am rechten Ort und zur rechten Zeit auftreten. Für diese gestaltenden Einflüsse nicht weiter analysirbarer Art habe ich das Wort Dominanten geprägt, einen symbolischen Ausdruck, den man allenfalls auch durch das Wort Gestaltungskräfte ersetzen könnte. Ich spreche von Dominanten im Plural, weil die Dominanten im Organismus als eine Schaar über- und untergeordneter Kräfte thätig sind. So können wir sprechen von den Dominanten, denen das Auge, das Ohr, die Nase, die Lunge, der Magen u. s. w. ihre Gestaltung verdanken. Die Dominante des Auges umfaßt wiederum die Dominanten der Hornhaut, der Iris, der Linse, des Glaskörpers, der Netzhaut u. s. w.; die Dominante der Netzhaut umfaßt noch eine Schaar von Dominanten, die für die Bildung ihrer einzelnen Bestandtheile verantwortlich zu machen sind; es sind ererbte Impulse, durch die der Stoff gezwungen wird, bestimmte Gestalt anzunehmen. Wir können schließlich auch von einer Generaldominante des ganzen Thier- und Pflanzenkörpers sprechen als von einem allgemeinen Begriff, der die sämmtlichen Spezialdominanten höheren und niederen Grades umfaßt. In diesem Sinn stimmt das Wort Dominante mit dem auf Blumenbach zurückzuführenden Worte „Bildungstrieb“ überein.

Die Dominanten sind etwas „Unbekanntes-Gesegliches“, um mit Goethe zu sprechen; sie sind Begriffe, die aus angeschauten Thatsachen abstrahirt werden, sie sind ein technischer Ausdruck, durch den ich ein eigenartiges, gesetzmäßiges Geschehen im Organismus hervorheben will. Das Wort Dominante ist ein Symbol für etwas Wirkames oder der Wirkung Fähiges, also für eine Kraft. Definiren wir mit Heinrich Herz die Kraft als das gedachte Mittelglied zwischen zwei Bewegungen, so sind die Dominanten das gedachte Mittelglied zwischen zwei Entwicklungsphasen von Organismen oder deren Theilen. Die Dominanten sind also symbolische Zeichen für die leitenden Prinzipien der Selbstgestaltung des Organismus, für Kräfte, die beim Aufbau von Thieren und Pflanzen Das leisten, was der Mechaniker beim Aufbau einer Maschine thut. Würden wir den Organismus durch eine mathematische Formel ausdrücken können, so würden die Dominanten darin als X, Y, Z figuriren, also als nothwendige, doch ihrem Wesen nach unbekannte Glieder. Durch das Wort Dominanten will ich den Organismus nicht etwa mit Gespenstern bevölkern; ich will damit nicht ein vermeintliches Wesen bezeichnen, das im Organismus seinen Wohnsitz hat, sondern ich bediene mich seiner nur als abgekürzten Aus-

druckes für eine Thatsache. So sagt man auch, daß ein Körper eine doppelt so große Geschwindigkeit habe wie ein anderer, statt zu sagen, daß er in gleicher Zeit einen doppelt so großen Raum durchläuft, ohne deshalb zu meinen, daß die Geschwindigkeit ein den Körpern anhaftendes Wesen sei. Dies sind Worte D'Alemberts über den Begriff der Kraft, die ich auf den Begriff der Dominanten übertrage, weil ich sie den Kräften zuzähle. Wort und Begriff der Dominanten bezeichnen also eine Idee, nichts Greifbares und Meßbares, wie die Energie. Wir brauchen in ihnen keineswegs heimliche Mitspieler in den Vorgängen der Organisation zu sehen, sondern nur die Bezeichnung nicht weiter analysirbarer Zusammenhänge in der Entwicklung von Pflanze und Thier. Das Wesen der Dominanten bleibt dabei unbekannt und unerklärt, wie auch 'das Wesen' der Symmetrie unbekannt und unerklärt ist. Das einzige Analogon, das sich für die Wirksamkeit der Dominanten im Aufbau des Thier- und Pflanzenkörpers finden läßt, ist die intelligente Thätigkeit des Technikers bei der Konstruktion einer Maschine. In diesem, aber auch nur in diesem Sinn habe ich die Dominanten als intelligente Kräfte im Organismus bezeichnet. Daß ein mit einem Willensakt verbundener Gedanke den Anlaß zum Aufbau eines körperlichen Systems von bestimmter Konfiguration geben kann, erfahren wir täglich hundertfach durch das angeführte Beispiel des Technikers. Der Einfluß von Dominanten als final wirkenden Kräften auf das Protoplasma von Zellen ist darum kein größeres Wunder, als die zweckmäßigen Handlungen des Technikers es sind. Da im Lauf der Entwicklung eines Organismus immer neue Dominanten aus den alten hervorgehen und da im Tode des Organismus die Dominanten in nichts zerrinnen, dürfen wie sie gleich den Systembedingungen als nicht energetische Kräfte bezeichnen.

Auch die Gehirnbildung der höheren Thiere fordert ihre Dominanten; und da die psychischen Funktionen von der Konfiguration des Gehirns abhängig sind, kann man sie wenigstens indirekt auch als deren Erzeuger ansehen. Wie man geneigt ist, in Systembedingungen des Gehirns die Quelle der Instinkte und der sonstigen psychischen Aeußerungen eines Thieres zu sehen, so wird gerade durch diese Möglichkeit die Frage nah gebracht, ob nicht die Dominanten sich auf Systembedingungen zurückführen lassen. Wie unsere Kenntnisse heute liegen, kann ein solcher Versuch höchstens als Zukunftsmuß gelten. Durch die Analogie des Organismus mit einer Maschine oder einer chemischen Fabrik ist uns wenigstens die Möglichkeit einer Vorstellung von Systembedingungen im Organismus gegeben. Für das Wesen der Dominanten fehlt es uns an jeder Vorstellung. Sie verhalten sich darin wie eine arithmetische Entwicklung, die ein geometrisches Gebilde zum Gegenstand hat und der die Anschaulichkeit fehlt. Bei dem heutigen Stand unseres Wissens und unserer Anschauung von den Organismen müssen wir die Dominanten

von den Systembedingungen trennen. Künftige Fortschritte der Biologie könnten sie wohl einmal als Systembedingungen nachweisen; ich bin der Letzte, der diese Möglichkeit in Abrede stellen will. Heute ist diese Möglichkeit aber nicht einzusehen; die Dominanten den Systembedingungen beizuzählen, wäre daher zum Mindesten verfrüht.

Meine Lehre von den Dominanten bedeutet eine dynamische Theorie der Vererbung und der Entwicklung. Ich mache Kräfte zum Träger jener verwickelten Bewegungsvorgänge, die man Entwicklung und Gestaltung nennt.

Diese Kräfte stehen in Beziehungen zum materiellen Substrat der Zellen. Es ist möglich, daß ihr Angriffspunkt innerhalb der Zellen ein lokalisiertes ist, und dafür kommt wahrscheinlich die Chromatinsubstanz der Zellkerne in Betracht, die man sich als Träger der Vererbungsdominanten vorstellen kann; wenigstens sprechen verschiedene Thatsachen zu Gunsten einer solchen Bedeutung der Chromatinsubstanz. Wie Dem aber auch sein mag: das eigentlich Wirksame sind die Kräfte selbst, die Dominanten. Daher ist grundverschieden von dieser Theorie die materialistische Lehre von der Vererbung oder die Hypothese der Pangenesis, wie sie Darwin begründet, Weismann ausgebaut hat. Danach sollen im elterlichen Organismus zahllose sehr kleine, mikroskopisch nicht erkennbare Keimchen enthalten sein (Darwin nennt sie Gemmules, Weismann Biophoren), die aus allen Theilen des Thier- oder Pflanzenkörpers in die Keimzellen einwandern und die Theile repräsentiren, von denen sie stammen. Bei der Entwicklung aus dem Ei sind diese Keimchen gewissermaßen die Anfänge aller sich differenzirenden Organe des Embryo, die sich nach dem Muster der Organisation der Eltern um jene Keimchen herum ausbilden. Ich muß gestehen, daß man sich hier die dynamische Thatsache der Vererbung nur durch eine materialistische Korpuskular-Hypothese verschleiert. Jedes „Keimchen“ oder Pangen wird damit zu einem kleinen Wunderthäter, einer Art von Fetisch gemacht; denn man übersieht, daß es sich auch in der Pangenesis thatsächlich um ein dynamisches Problem handelt. Die Pangene können sich doch nicht von selbst bilden, sich nicht selbst an den Ort schieben, wo sie zu wirken haben, und dort jene Wirksamkeit ausüben, wenn sie nicht durch Kräfte gelenkt werden; und solche Kräfte wären nach meiner Ausdrucksweise Dominanten. Wenn wir das Prinzip der Pangenesis annehmen wollten, so würde die Wirksamkeit der „Keimchen“ immer noch das Prinzip von Dominanten zur Voraussetzung haben. Die Dominanten sind als Kräfte unsichtbar, die Keimchen sollen es auch sein; da scheint mir ihre Annahme eben so überflüssig, als wenn man annehmen wollte, daß die Erscheinung der Schwerkraft zur Annahme von Schwerkraft-Korpuskeln hindränge. Will man einen materiellen Träger der Gestaltungskräfte im Organismus annehmen, so bleibe man stehen bei der Chromatinsubstanz der Zellkerne, die wenigstens sichtbar, die mikroskopisch nachweisbar ist.

Der Materialist zeigt fast immer die Eigenthümlichkeit, daß seine Ideen ihm unter der Hand zu Dogmen werden. Er pflegt zu schließen: Allenfalls könnte es so sein oder ich denke es mir doch so, folglich muß es so sein. Immer wieder verwechselt er eine Möglichkeit mit erwiesenen Thatsachen; ja er hat eine Neigung dazu, seine Dogmen lieber auf Grund Dessen aufzustellen, was wir nicht wissen, als auf Grund unserer wirklichen Erfahrung. Wo wir Probleme zu erblicken haben, an deren Bearbeitung sich noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende versuchen können, verkündet er die Lösung der Räthsel. Dahin gehört die Behauptung, daß das Leben sich restlos mechanisch erklären lasse. Der Mechanismus ist thatsächlich nur Behauptung und nicht Theorie; denn er vermag die Bererbung und die Entwicklung nicht zu erklären. Insofern besteht der Vitalismus bei dem heutigen Stand unseres biologischen Wissens unzweifelhaft zu Recht. Doch auch der Vitalismus liefert keine Lösung des Problems; er ist nur ein Hilfsbegriff unserer Vorstellung. Alles im lebendigen Organismus, was wir mit den Kräften der anorganischen Natur nicht erklären können, durch eine jenen Kräften gleichwerthige Lebenskraft erklären zu wollen, halte ich nicht für zulässig. Der Vitalismus darf nur ausagen, daß bei möglichst weit getriebener mechanistischer Analyse der Lebenserscheinungen ein Rest bleibt, von dem es heute so aussieht, als ob seine mechanistische Erklärung unmöglich sei. Ein solches vitalistisches Bild des Lebens hat unbestreitbare Vorzüge vor einem materialistischen. Die charakteristischen Züge des ersten Bildes liegen in der Ermittlung der Bedingungen seiner Einzelheiten, der Beziehungen zwischen Bedingungen und Bedingtem. Solche Beziehungen sind Kräfte, nicht Stoffe. Die Organismen zeigen uns bis in die unscheinbarsten Einzelheiten hinein ein Reich grenzenloser Wunder; und wenn der Materialismus uns glauben machen will, er könne das Alles ganz einfach und leicht nach Art eines fallenden Steines interpretiren, so täuscht er sich selbst (wobei noch davon abgesehen werden soll, daß die Schwerkraft wie auch die übrigen Kräfte der anorganischen Natur für uns tiefes Geheimniß sind). Die Wissenschaft sucht, sie hat noch lange nicht gefunden; nicht einmal der Lösbarkeit der Räthsel sind wir sicher. Wegen dieser Unsicherheit unseres Wissens greift in der Biologie heute noch Denken und Dichten stets in einander.

Bei jedem Naturbilde, das wir zu zeichnen versuchen, erhebt sich die Kardinalfrage, ob dies Bild unter den möglichen Bildern auch der Wahrheit am Nächsten kommt. Wenn die kinetische Gastheorie ein gutes mechanisches Bild für das physikalische Verhalten der Gase ist, so bleibt die rein mechanische Theorie des Lebens im besten Fall ein höchst unvollkommenes Bild von Verhältnissen, die der mechanischen Betrachtung als etwas ganz Räthselhaftes erscheinen müssen. Diese Unzulänglichkeit des sogenannten Mechanismus für die Erklärung des Lebens darf um so weniger bestreben, als er schon für das

Gebiet der Physik nicht ausreicht. Ein sicheres Ergebnis der theoretischen Physik ist, daß alle nicht umkehrbaren Prozesse mechanisch nicht restlos erklärbar sind; und schon der so überaus wichtige zweite Hauptsatz der Wärmetheorie läßt sich nicht umkehren. Auch die bestimmte Richtung eines Naturvorganges ist aus mechanischen Erklärungen niemals abzuleiten. Warum soll es dann ein Verzicht auf Wissenschaftlichkeit sein, wenn wir einräumen, daß das Leben nicht restlos mechanisch erklärbar ist? In dieser Anschauung begegne ich mich mit dem Urtheil eines der größten Physiker, die je gelebt haben, eines Mannes, dem auch die Errungenschaften der „modernsten“ biologischen Forschung gar wohl bekannt sind; ich meine Lord Kelvin, der sagt: „Ich muß gestehen, daß der Ursprung und die Fortdauer des Lebens auf der Erde absolut und unendlich weit außerhalb der Grenzen aller vernünftigen Spekulation in der dynamischen Wissenschaft liegt. Der einzige Beitrag der Dynamik zur theoretischen Biologie ist die absolute Negation eines automatischen Anfangs und einer automatischen Fortdauer des Lebens“. Hierzu sei nur noch bemerkt, daß Lord Kelvin die Worte „Dynamik“ und „dynamisch“ in einem engeren Sinn gebraucht, als ich vorhin gethan habe, und daß bei ihm diese Worte sich decken mit „Physik“ und „physikalisch“. Lord Kelvins Absicht war zweifellos, sich zu Gunsten einer Eigengefeplichkeit des Lebens auszusprechen.

Riel.

Professor Dr. Johannes Reinke.



Wenn ich bei Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu einer Meinung gekommen war, verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Ufer, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand. . . Ich behaupte, daß die Natur sich immer reichlich verschwenkerisch erweise und daß es weit mehr in ihrem Sinn sei, anzunehmen, sie habe, statt eines einzigen armseligen Paares, die Menschen gleich zu Duzenden, ja, zu Hunderten hervorgehen lassen. Die Heilige Schrift redet allerdings nur von einem Menschenpaar, das Gott am sechsten Tag erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volk zu thun; und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir Anderen aber, wie auch die Neger und Lappländer und schlanke Menschen, die schöner sind als wir Alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Gesellschaft zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannichfache Weise unterscheiden und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns Allen zuvorthun. . . Es sollte mich freuen, wenn man in den Naturwissenschaften auf Reine käme und dann im Rechten beharrte und nicht wieder transjizendirte, nachdem im Irdischen Alles gethan worden. Aber die Menschen können keine Ruhe halten. So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses; und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen. Denn hierbei beruht Alles auf dem Glauben, zu dem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat. (Goethe.)



Technik des Vortrages.

Wie die Ausführung jeder geistigen Arbeit, so erfordert auch der mündliche Vortrag eine unbedingte Konzentration auf die zu erfüllende Leistung und also ein Ausschalten jeglicher störenden Nebenempfindung. Nun besteht aber zwischen der stillen geistigen Arbeit am häuslichen Schreibtisch und dem öffentlichen Auftreten vor einer großen Hörerschaft ein ungeheurer Unterschied. Wenn es innerhalb der vier Wände eines Arbeitszimmers durch Abkehrung von der Außenwelt vollkommen gelingen kann, mit sich selber Zwiesprache zu halten, so ist es wieder gerade diese Außenwelt, die sich an den Sprecher herandrängt und deren Wunsch ihm zum Befehl wird. Geborener Redner ist nun Der, für den dieses von außen herandrängende Fluidum einer fremden Hörerschaft zusammenströmt mit einer Art lehrreicher Entladung aus seinem eigenen Innern. Das Hörverlangen der Anderen wird dann nicht mehr als ein Fremdes und Gegenwärtiges empfunden, sondern als eine Parallelscheinung, die den selben Zielen zusteuert.

Es gibt sicher Menschen genug, die von Hause aus ein so geringes Mittheilungsbedürfnis haben, daß für sie jede Thätigkeit als Redner oder Vortragender eine seltsame Nöthigung zu einem Thun bedeutet, dessen Eigenart ihrem innersten Wesen vollkommen fremd ist. Das sind die Durchfallskandidaten, die es in der Öffentlichkeit niemals über einige zusammengestotterte Sätze hinausbringen werden. Zwischen ihnen und der beneidenswerthen Gruppe geborener Sprecher, deren natürliche Anlage nur weniger technischer Nachhilfen bedarf, steht die große Masse der Entwicklungsfähigen. Manche von ihnen erreichen im Laufe von Jahren dank mannichfacher an sie herantretender Nöthigung eine Gewandtheit, die sie weit über ihre kümperhaften Anfänge hinaushebt. Im Allgemeinen, darf man wohl sagen, sorgt neuerdings auch unsere freiwillig und unfreiwillig an sich reformirende Schule dafür, daß dem Uebermaß des Schreibens ein Gegengewicht durch die sprachliche Ausbildung geboten wird; allerdings müßte meines Erachtens noch viel mehr als bisher der enge Weg des Frage- und Antwortspieles verlassen werden, auf dem der Lehrer als Führer vorangeht, und dafür ein Herumtummeln auf dem unbegrenzten Feld der freien Rede eintreten. Denn wie man nur im Wasser schwimmen lernen kann, so ist auch das Geheimnis der Sprachbeherrschung nur zu ergründen, wenn man unter jenen Umständen sprechen lernt, die im Ernstfall typisch sind: nämlich als ein Einzelner einer Masse gegenüberstehend. Gerade die Schule könnte da außerordentlich viel vorbereitende Arbeit leisten. Ist doch solche Klasse hoffnungsvoller Sprößlinge mit ihrer bunten Gruppierung von gutherzigen Freunden und bösen Reibhämmeln ein kleines Abbild der vielköpfigen Hydra Publikum, die es im späteren Leben lediglich durch die Macht des Wortes zu besiegen gilt.

Wenn als wichtige Vorbedingung jedes öffentlichen Vortrages, sei er politischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur, die völlige Ruhe und Geistesgegenwart gilt, das Freisein von Nervosität, die irgendwie vom Gegenstand abziehen oder das Gemebe verwirren könnte, so müssen Alle, denen die Natur nicht schon diese beneidenswerthe Gabe geschenkt hat, sie sich sorgsam aneignen.

Ein paar Beispiele mögen andeuten, in welcher Weise Das geschehen kann. Die erste Stufe stellt etwa das laute Vorlesen eigener oder fremder Arbeit dar, wobei sofort die Lösung vom Schreibtisch in der Weise zu vollziehen ist, daß

man stehend liest. Und hier ist darauf zu achten, daß sich der Vorleser eine feste und ruhige Haltung angewöhnt. Alles, was geeignet sein könnte, die Harmonie der äußeren Erscheinung zu stören, ist zu meiden. Meist sind es Unarten und Angewöhnungen, deren sich der Sprechende gar nicht bewußt ist, wie etwa eine fortwährende Verlegung des körperlichen Schwergewichtes von einem Bein in das andere oder ein beständiges Nicken und Vordrücken des Kopfes, womit den einzelnen betonten Wörtern unwillkürlich ein gewisser Nachdruck verliehen werden soll. Schon in diesem Entwicklungsstadium muß es gelingen, dem Schüler die Sicherheit zu verleihen, die auf den Hörer das Gefühl der durch nichts gestörten Stimmungsbereitschaft überträgt, das allein einen ungetrübten Genuß gewährt. Der körperlichen Selbstbeherrschung muß sich eine Erziehung zur Geistesgegenwart gesellen. Wenn an sich das Vorlesen aus einem Buch oder einer Handschrift statt eines freien Vortrages nur einen Nothbehelf bedeuten kann, so erwächst unbedingt die Verpflichtung, aus der Noth eine Tugend zu machen. Also muß darauf geachtet werden, daß die Abhängigkeit vom Buch bis auf ein mögliches Mindestmaß verringert wird. In den meisten Fällen ist ja nun der vorzulesende Stoff dem Lesenden schon einigermaßen vertraut, so daß sein Auge in der glücklichen Lage ist, beträchtlich größerer Wortgruppen und Sachbilder auf einmal in sich aufzunehmen als aus dem Stegreif etwa bei irgend einer Darstellung, die zu lesen ist. Deshalb bedarf es bei einem vielleicht zu Haus schon innerlich aufgenommenen Stoff nur jenes Anschlagens der Säge, wie es die Theaterjouffleure zu bringen pflegen; und man ist dann selbst im Stande, den Satz weiter zu sprechen, ohne ängstlich an den Druckzeilen entlang schleichen zu müssen. Damit ergiebt sich die Möglichkeit, wenigstens von Zeit zu Zeit die so nothwendige Fühlung mit der Hörerschaft durch das lebendig blickende Auge herzustellen. Die Kunst eines solchen Vorlesens besteht dann allerdings darin, den aus dem Saal zurückkehrenden Blick sofort wieder auf die richtige Stelle der Druckseite oder der Handschrift treffen zu lassen, von der aus man sich gewissermaßen die nächste Ration des Lesestoffes beschafft. Hierzu gehört Geistesgegenwart und ein gewisses gut ausgebildetes Raumgefühl: aufmerksame Hörer werden sich mancher Fälle erinnern, wo ihnen ungeliebte Redner, deren Auge den Flug ins Publikum gewagt hatte, durch das ängstliche Herumsuchen in ihrem Manuscript eine stille Schadenfreude bereiteten.

Als diese Vorleseübungen, die dem Schwimmen am Schwimmgürtel vergleichbar sind, bilden freilich nur eine Vorstufe zu dem eigentlichen Ziel, dem freien Vortrag. Schon hier möchte ich sagen, daß es mir als ein Mangel unserer meisten Bühnenschulen erscheint, wenn alle Übungen mit Rücksicht auf den künftigen Beruf ausschließlich am gegebenen Material, an vorhandenen und etwa zu lernenden Dichtungen oder Rollen, vorgenommen werden. Zur Erlangung der Sicherheit, Natürlichkeit und Geistesgegenwart im mündlichen Vortrag scheinen mir nicht nur für den künftigen Lehrer, Juristen, Prediger, Parlamentarier, sondern auch für den Künstler solche freie Redeübungen von ganz besonderem Werth zu sein.

Der Schritt aus der Umzäunung der gedruckten oder geschriebenen Buchstabenreihen hinaus in das offene Feld der freien Rede ist sehr groß und meist erwächst dem Lehrer die Aufgabe, auf der zweiten Stufe wieder alle die Unarten zu bekämpfen, die auf der ersten Stufe schon glücklich getilgt worden waren. In dem Augenblick, wo der angehende Sprecher ohne Stab und Stütze seine Leistungen

zu vollbringen hat, bemächtigt sich seiner eine begreifliche nervöse Unsicherheit. Nach meiner Erfahrung bietet sich in diesem Stadium als erstes und bestes Mittel das Auffagen irgendwelcher auswendig gelernten Prosa- oder Versstücke, eine geistige Thätigkeit, die innere Sammlung verlangt und erfreulicher Weise auch in unseren Schulen ausreichend geübt wird. Hierbei machen sich bei einzelnen besonders unsicheren Sprechern die berühmten, an alle möglichen Thierstimmen erinnernden Zwischenlaute bemerkbar, durch die sie sich an einzelnen Stellen der Stodung und Jögerung über die unliebsame Pause hinwegzuhelfen versuchen. Daß manchmal Derlei geradezu komisch wirken kann, ist allbekannt und von unseren Humoristen ja auch weiblich ausgebeutet in der Gestaltung des unglückseligen Schülers, der Schilles

enten heräudtömmf.

uswendig gelernter

ritt muß hier vor-

Berüste fallen. Am

erzählen zu lassen:

lichen Aufeinander-

irgend einer Wan-

och die Möglichkeit,

an dem entfang er

Sicherheit vorwärts

Uebung empfehls-

er oder theologischer

aß zur Einführung

nd erhöhte Art von

er wird sich gewiß,

erinnern, in denen

utung der Schwur-

seinem Standpunkt

t zu erwidern hatte.

stiren die beste Vor-

genblick unbekanntes

Schwierigkeitsgrade.

ufgaben wählt, wie

rücke aller Art, für

te Zweck angegeben

mauste Aufmerksam-

ungen. Denn fast

ger selbst unbewußt

enformung und den

er bekannten sprach-

reines Hochdeutsch

ngenblicken geistiger

ese unbewußte Rück-

ch nicht so schlimm

feinfühligem Führer

15*

„Two' vois dév' wloak' aujageit' jou' uno me uwer' vic anjansy

Von der ruhigen und verständnißvollen Wiedergabe a

Stücke ist dann überzuleiten zur freien Rede. Schritt vor Sch

gegangen werden und nur allmählich dürfen die Stützen und

Besten ist es, den Lernenden irgend etwas ihm Vertrautes frei

dazu eignen sich am Besten Darstellungen, die in einer geschichtl

folge sich abgespielt haben. Also, zum Beispiel, Erzählungen

derung oder Sommerreise. Der Sprecher hat dann immer na

die zeitliche Entwicklung der Dinge als Zeitfaden zu benutzen,

vielleicht hin und wieder stösend, aber doch mit einer gewissen

schreitet. Schwieriger und erst in einem späteren Stadium der

wertig sind dann abstrakte Themen etwa philosophischer, juristisch

Art; aber auch sie müssen geübt werden und bieten zugleich An

in die Eigenart der Debatte, die bekanntlich eine ganz neue un

Geistesgegenwart erfordert. Einer meiner juristischen Schüle

wenn er diese Zeilen liest, mit Freude an die Debattirstunden

er irgend ein Thema, etwa die Heiligkeit des Eides, die Bede

gerichte, die Zeugenaussagen der Kinder und Ähnliches von

aus zu verfechten und auf meine vorgebrachten Einwürfe sofort

Die letzte Stufe solcher Uebungen, für die das Debat

schulung bietet, ist die Nöthigung, über irgend ein bis zum Aug

Thema sofort frei zu sprechen. Auch hier giebt es verschiedene

Am Besten ist es natürlich, wenn man für solche Uebungen A

sie im praktischen Leben so oft vorkommen. Also etwa Trinksp

die natürlich vorher die allgemeine Situation und der bestimm

ist, Begrüßung, Abschieds-, Festreden und Ähnliches.

Alle Stufen des freien Vortrages erfordern nun die ge

keit des Lehrers selbst auf geringe Eigenheiten und Angewöh

all diese ungehörigen Nebenerscheinungen treten für den Sprech

auf, weil seine ganze Aufmerksamkeit zunächst auf die Gedank

Sachbau gerichtet ist. Ich will dabei noch nicht einmal von de

lichen Erscheinung reden, daß selbst Personen, die im Allgemeiner

sprechen oder es sich wenigstens angeeignet haben, in solchen M

Aufregung wieder in die geliebte Mundart zurückverfallen. Die

kehr vom Kultur- zum Elementarzustand der Sprache ist ja au

wie die verschiedenartigen Aeußerungen der Nervosität, die den

manchmal zur Verzweiflung bringen können. Dahin gehört das schon erwähnte Ausstoßen unartikulirter Zwischenlaute, rednerischer Verlegenheitsseufzer, die an die lieblichen Töne des Schafes oder an das Krächzen einer Thür erinnern. Dahin gehören die Erscheinungen einer abnormen Verlangsamung oder Beschleunigung der Sprache. Dahin gehört endlich das kopflose Anlegen langathmiger Sätze, aus deren Labrinth sich der Redner nicht mehr herausfinden kann. Nur ein Neuling in der Redekunst bringt es fertig, im Sturm seiner Angstgefühle Alles, was er bis dahin an Grammatik und Rhetorik aufgenommen hat, von sich zu werfen.

Auf ein weiteres Gebiet leitet uns schließlich eine andere Gruppe von Unarten, die ich als zwecklose Gestensprache bezeichnen möchte. Was sieht man da nicht an Verlegenheitsbewegungen der Arme und Hände! Es giebt Redner, die gar nicht wissen, daß sie sich an allen Stellen, wo ihr Redefluß stockte, an dem Schnurrbart gezupft oder sich mit der Hand über das Unterkinn gestrichen haben. Diese Eigenthümlichkeiten möchte ich mit den inhaltsleeren Gedankenstrichen und Punkten mancher modernen Typiker vergleichen. Wieder Andere wissen nicht, daß sie ihre Rede vom Anfang bis zum Ende mit irgend einer stereotypen Hand- oder Armbewegung begleiten. Da giebt es Sprecher, die mit dem rechten Arm die Luft durchsägen, wobei die Hand entweder mit geschlossenen Fingern glatt ausgestreckt wird oder jene anmuthigere gewölbte Haltung annimmt, bei der die Kuppe des Daumens und des Zeigefingers sich gegen einander pressen. Wieder Andere benutzen gleich beide Arme und erzeugen dabei alle möglichen Schwimmbewegungen. Ich spreche hier nur von den unbewußten und durch ihre fortwährende Wiederholung unnatürlichen und zweckwidrigen Bewegungen, die nicht eine harmonische Ergänzung der Wortsprache bilden. Das sind Bewegungen, die, wie das Kratzen am Kopf oder das Durchwählen der Haare mit gespreizten Fingern, einer nervösen Verlegenheit entspringen und erst allmählich ausgemerzt werden können.

Es ist ja klar, daß das Spiegelbild, das ein Lehrer von seinem Schüler durch die nachahmende Imitation zu entwerfen vermag, stets mangelhaft bleibt, so daß er die fehlende Beweiskraft des Einzelfalles durch die Masse der Korrekturen ersetzen muß. Ein idealer Zustand wäre es, wenn man dem Schüler alle seine Unarten in lebenden und sprechenden Bildern von Phonograph und Kinetograph vorführen könnte. Leider aber ist diese Methode noch zu theuer und zu umständlich.

Dr. Gustav Manz.



Wer mit Angewohnheiten des Dialektes zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja, scharfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Fall zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheiles; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebetriebene von selbst ausgleicht. . . Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche Dasjenige, was man zu beklammern hat, nur leise oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Deklamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte nicht ausdrückt, leicht bemerkt und dem ganzen Geberdenspiel eine analoge Bewegung mit dem Sinn der Wörter, als Gepräge der Kunst, ausdrücken kann. (Goethe.)



Anzeigen.

Der Pilger Kamanita. Ein Legendentroman. Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 5 Mark.

Der Buddha übernachtet mit einem jungen Pilger zusammen, der, ohne ihn zu erkennen, ihm die Erlebnisse erzählt, die ihn aus seinem reichen Besitzthum hinweg in die Heimathlosigkeit geführt haben, um den Sakherlohn, den sie den Buddha nennen, aufzusuchen. Kam erklärt ihm der Buddha die Lehre. Kamanita findet an ihr aber kein Gefallen, weil sie nur lehrt, wie man noch bei Lebzeiten dem Leiden auf immer ein Ende macht, von einem ewig dauernden Leben in göttlicher Seligkeit aber kein Wort sagt. Das kann unmöglich die wirkliche Lehre des Erhabenen sein. Kamanita eilt weiter, den Buddha zu finden, kommt aber gleich danach durch einen Zufall ums Leben und erwacht im Lotusparadies des Westens. Dort wird alsbald auch seine geliebte Pasitthi wiedergeboren und erzählt ihm, wie sie durch Betrug von ihm getrennt wurde. Viele Tausende von Jahren leben sie in Wonnen; dann fängt das Paradies zu wellen an. Kamanita geräth in Bestürzung, Pasitthi aber sieht darin die Bestätigung eines Buddhawortes; und während das Wellen des Paradieses unaufhörlich fortschreitet, muß sie Kamanita erzählen, auf welchen absonderlichen Schicksalswegen ihr das Glück zu Theil wurde, nach dem er umsonst gestrebt habe: den Buddha zu sehen und zu hören. Von ihrem höher strebenden Willen geführt, werden sie nun als das Götterpaar eines Doppelgestirns in der strahlenden Lichtwelt des großen Brahma wiedergeboren; nach ungezählten Millionen von Jahren verbleicht aber der Glanz dieser höchsten Gottheit; auch die Sterne erblaffen. Während des furchtbaren Unterganges der Brahmawelt erzählt Pasitthi dem Geliebten ihre letzten Erlebnisse: wie sie als Nonne ihre Sehnsucht nach Kamanita nicht überwinden konnte, wie sie dann den Buddha gesucht und ihn erst in seiner Todesstunde erreicht hat. Deshalb kann sie jetzt unererschüttert die Brahmawelt gefallen sehen: „Denn daß Tausende von Welten vergehen, ist ja nichts im Vergleich damit, daß ein vollendeter Buddha in das Nirwana eingeht. Ja, sogar erfreulich ist dieser Anblick; denn wäre diese Brahmawelt ewig, dann gäbe es nichts Höheres. Sie aber vergeht und es giebt ein Unvergängliches, ein Ungewordenes.“ Da bittet Kamanita sie, sich im Geiste den Buddha vorzustellen, wie sie ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, damit er in Folge ihrer geistigen Gemeinschaft an der Vision und also auch an ihrer Seelenruhe theilzunehmen vermöge. Sie thut's; und in dem inbrünstigen Bestreben, ihn mit dem Anblick des Bildes zu beglücken, schwindet sie selber dahin, hinterläßt ihm aber als ein Vermächtniß das von ihr projizirte Buddhabild, dessen Züge er erkennt: „Was ich als das höchste Heil ersehnte, Das habe ich ja schon seit Millionen von Jahren besessen!“ Als er in der ungeheuren Weltennacht allein, ganz einsam, zurückgeblieben ist, denkt Kamanita sein Gespräch mit dem Buddha durch: und nun bleibt ihm nichts dunkel. Als aber der neue Brahma den neuen Weltentag heraufführt und abertausend Welten jauchzend zum Leben erwachen, hat Kamanita den Buddhagedanken zu Ende gedacht und geht trotz allen Versuchen des Gottes, ihn mit seinem Licht zu erfreuen, aus der Welt. . . Dies ist (so kurz wie möglich skizzirt) der Inhalt eines Buches, in dem ich den Geist des Buddhismus

dichterisch zu gestalten versucht habe, wie ich vor ein paar Jahren mit dem des Brahmanismus in meinem Legendenstück „Die Opferfeuer“ gethan habe.

Karl Gjellerup.



Richard Dehmel. Von Gustav Kühn (Die Dichtung, Band 45). Schuster & Loeffler, Berlin.

Das Büchlein ist vor kurzem erschienen. Der es geschrieben hat, ist wenige Wochen vorher an einer Blinddarmentzündung gestorben. Das Manuscript wurde in Kühns Nachlaß gefunden. Die es dem Druck übergaben, waren offenbar der Meinung, die Arbeit könne als fertig gelten; und so ist sie ohne eine Bemerkung, ohne eine Mittheilung, als sei sie von einem Lebenden, erschienen. Das ist Unrecht; denn der Aufsatz ist ohne Zweifel fragmentarisch, die einzelnen Abschnitte sind nicht gegen einander ausgeglichen und ein großes Stück fehlt offenbar am Schluß. Man mußte also den Tod des Verfassers erörtern und konnte die Gelegenheit, da es sich doch um eine Sammlung illustrierter Bändchen handelt, benutzen, den Freunden Kühns sein Bild zu geben; besonders, da es den Geschmack nur erfreut hätte, wenn das eine oder andere der beigegebenen Bilder weggeblieben wäre. Aber auch so wollen wir uns der feinen und immer tief gehenden Betrachtungen Kühns freuen, da es das Letzte ist, was er für uns geschrieben hat, und da nur Wenige das lyrische und geistige Wesen Dehmels mit so dichterischer Empfindung erfaßt haben. Gustav Kühn nämlich, von dem nur wenige Deutsche und nicht einmal die Herausgeber der neueren Anthologien Etwas wissen, war ein Dichter; davon zeugen seine Gedichte, die vor einigen Jahren unter dem Titel „Wimpel und Winde“ erschienen sind, und auch seine überaus eindringlichen und fast Unsagbares bildhaft und mit tiefer Empfindung darstellenden Aufsätze, deren einige (Hans von Bülow, Hugo Wolf, Theodor Streicher) in früheren Jahrgängen der „Zukunft“ veröffentlicht wurden. Gustav Kühn hat sich zäh und langsam entwickelt und war noch nicht mit sich fertig; gerade darum haben Alle, die ihn kannten, viel Schönes und Neues von ihm zu erhalten gehofft. Ein Nachlaß, der Aufsehen erregen könnte, ist also kaum zu erwarten; und da Kühn zu früh starb, wird das Andenken dieses sonnigen und erschütterten Menschen nicht in die Zeiten hinausgehen; um so mehr Grund haben seine Zeitgenossen, sich um Das zu kümmern, was er ihnen gegeben hat und was bestimmt ist, ihnen ans Herz zu greifen.

Hermisdorf (Narz).

Gustav Landauer.

Eins der letzten Gedichte Kühns mag hier folgen:

Der tote Jäger.

(Lübeck, am sechsten November 1806).

Die Thore waren über,
der Straßenkampf verstummt,
der Bürger weggeschlichen,
in Pulverdampf gemummt.

Sonst auf dem krummen Pflaster
kein Schritt, kein Hauch,
in halber Höhe verzieht sich
der letzte Streifen Rauch.

Zu Haufen an den Ecken
lagen sie, blau und roth,
umschlungen, Franz und Preuße:
Herzbruder! Wir sind tot.

Da kommt die schmale Waffe
in kurzem Klappertrab
ein kaiserlicher Jäger, **!**
ein schmuder Kerl, herab.

Sein grüner Rock, sein Kolpaß
staubüberweht,
sein Thier an Brust und Flanken,
das braune, schweißbellebt,

ein Kieselstück verschoben
vom allzu scharfen Witt,
er bringt auch manchen Spritzer
an Hos' und Handschuß mit.

Jetzt hat er angehalten,
springt aus dem Bügel, klirr,
und klappst sein gutes Pferdchen,
das steht wie im Geschirr.

Er kehrt sich hin zum Hause,
geht aber nicht hinein,
geht stracks gegen die Mauer
und dann (was mag' ihm sein?)

hat er den Arm erhoben,
die Stien darauf gelegt:
und ist so stehn geblieben,
hat sich nicht mehr geregt.

Die Nacht ist eingebrochen
und Tag und wieder Nacht,
und was da ausgestanden,
war schlimmer als die Schlacht:

In jedem Haus ein Räuber
und Forderer und Geschrei,
in jedem Haus Gewaltthat
und blutige Quälerei.

Drei Tage war das Plündern
von oben her erlaubt.
Sie haben nicht gefadet,
die Wieder wie das Haupt!

Und als am vierten Morgen
die Welt sich wieder fand,
sah man, daß dort am Hause
ein toter Jäger stand.

(1906).

Sind Das die alten Straßen?
Ist Das die selbe Stadt,
die man vor hundert Jahren
so gepeinigt hat?

Schwertspannige Fuhrer rollen
auf wohlgepflegtem Damm,
geschäftige Fäße eilen
und klingelnd kommt die Tram.

Das Haus ist abgebrochen,
Gerüste stehn davor,
schon wächst ein neuer Siedel
hoch und stolz empor,

in steilem Bogen fliegen
Ziegel von Hand zu Hand —
der Reiter steht noch immer
da unten an der Wand.

Gustav Kühn.



Kolonialwirthschaft.

Vor Gelehrten und Künstlern, vor Vertretern des Handels und der Industrie hat der Kolonialdirektor Dernburg über den Werth verständiger Kolonialpolitik gesprochen. A campaign of education, einen Kreuzzug der Erziehung, hat er als nächstes Ziel seiner Arbeit bezeichnet. Dreimal in zwölf Tagen sprach er vor einem kleinen, doch nach Tausenden zählenden Bruchtheil der deutschen Nation und hofft nun, daß die Saat, die er ausgestreut hat, reiche Ernte tragen wird. An Beifall hats ihm nicht gefehlt. In der guten Stadt München, die in dem Redner den Messias einer neuen liberalen Ära sah, war die Begeisterung besonders stürmisch. Der große Saal in der ehemaligen Brauerei zum Münchener Kindl, der schon

die verschiedensten Versammlungen erlebt hat (betrübte Aktionäre, grimmige Sozials, lustige Dominos und Pierretten fanden sich dort zusammen), sah an dem denkwürdigen Blauen Montag die Sterne der Münchener guten Gesellschaft vereint. Prinzen, Minister, Generale, Künstler, Geburt- und Gelbadel hatten sich eingefunden, um dem berühmten Kolonialrhapsoden zu lauschen. Bernhard Dernburg genoß einen Triumph, gegen den der größte Jubel an den stolzeſten Tagen von Deutsch-Luz ein schwaches Säufeln war. Prinz Leopold von Bayern drückte ihm die Hand und draußen wollte man ihm gern die Pferde ausspannen. Zum Glück war er im Automobil gekommen.

Welche Wendung! Noch vor einem Jahr hätte kein Mensch für möglich gehalten, daß Deutschland sich bis zum Paroxysmus für seine Kolonien begeistern könne. Und die Behauptung, der Bankdirektor Dernburg könne diesen Wonnetaumel erregen, wäre als schlechter Börsenwitz behandelt worden. Nun ist das Unglaubliche Wahrheit geworden. Was der Kolonialdirektor von den Millionen erzählt, die im Boden der Kolonien stecken, klingt recht verführerisch; und Ziffern können nicht lügen. Dernburg giebt Ziffern, giebt Rentabilitätsberechnungen, die, wie er nachdrücklich betont, der genauesten Prüfung Stand halten. Mancher, der sich vor der Majestät der Zahl nicht so sink beugen will, mag freilich gedacht haben: „Ich höre doppelt, was er spricht, und dennoch überzeugts mich nicht.“ In den Prospekten der Kolonialgründungen fanden oft schon Sätze, an die Dernburgs (trotzdem sehr interessante) Reden nicht allzu angenehm erinnern. Als ich von den Gesellschaften sprach, die Kautschuk- und Sisalnspflanzungen in Kamerun betreiben wollten, sagte ich hier, die Prospektangaben seien durchaus nicht etwa als schwindelhafte Reklame zu betrachten; die Gründer meinen es meist ehrlich und denken nicht daran, mit unlauteren Künsten die Menge zu animiren. Ich glaubte aber auch, sagen zu müssen, daß dem kleineren Kapitalisten die Beteiligung an solchen überseeischen Geschäften noch nicht zu empfehlen sei. Der Kolonialdirektor verschweigt nicht, daß lange Jahre zäheſter Ausdauer nötig sein werden, um die Kolonien zu einem für die deutsche Nation rentablen Besitz zu machen; den Geduldbigen aber verheißt er Millionengewinne. Baumwolle, Wolle, Kupfer, Petroleum, Kaffee: diese wichtigen Produkte würden uns die Kolonien liefern, wenn das Kapital ihren Boden erst lüchtlig gebängelt hätte. „Es fehlt an Geld; nun gut, so schaff es denn“, sagt der Kaiser im „Faust“ zum Karren. Wer aber soll das für die Kolonien nötige Geld schaffen? Dernburg hat in seiner Denkschrift festgestellt, daß 220 Millionen privaten Kapitals in den Kolonien arbeiten, während das werbende Reichskapital nur 70 Millionen beträgt; er hat ferner die Exportproduktion der Schutzgebiete mit 3 Prozent kapitalisiert und dabei eine Summe von 617 Millionen herausgerechnet. Nach Addition des werbenden deutschen Kapitals gäbe Das ein produktives Gesamtkapital von rund einer Milliarde. So groß sei der Werth der deutschen Kolonien. Der Direktor der Darmstädter Bank hätte solche Bilanz gewiß nicht veröffentlicht. In der Aufstellung fehlen nämlich die Ausgaben. Nach Dernburg haben die in zweiundzwanzig Jahren 700 Millionen Mark betragen. Das macht fürs Jahr 32 Millionen. Wendet man nun das Verfahren, das in der Denkschrift für die Produktion gewählt ist, auch auf die Kosten an und kapitalisiert die jährliche Summe mit 3 Prozent, so giebt Das gerade eine Milliarde. Die Ausgaben wären demnach gerade eben so groß wie die Einnahmen. Eine solche Rechnung wäre Unsinn; was aber bei den Ausgaben unerlaubt ist (die Kapitalisierung), ist natürlich auch bei den Einnahmen; und deshalb hat Dernburgs Rechnung ein großes Loch, in das die 600 Millionen hineinfallen. Uebrig bleiben also nur die werbenden 370 Millionen, über

deren Rentabilität die Denkschrift zwar nichts Näheres mitgeteilt hat, die aber aus den (vielfach noch recht geringen) Dividenden der Kolonialgesellschaften deutlich genug hervorgeht. Die Kolonialfrage ist eine Geldfrage; deshalb soll man die kühleren Köpfe nicht schelten, die von dem Nutzen rentablen Kolonialbesitzes zwar überzeugt sind, in die jetzt überall erschallenden Jubelschöre aber nicht einstimmen können. Daß sich das deutsche Nationalvermögen in den letzten zwanzig Jahren um mindestens 30 Milliarden vermehrt hat, ist erfreulich; nun aber hören wir, weil dieses Nationalvermögen heute 225 Milliarden betrage und weil für die Kolonien davon bisher nur $\frac{1}{2}$ Prozent ausgegeben sei, müsse Deutschland die kolonialen Ansprüche ohne Zaubern befriedigen. An eine Kolonialsteuer ist wohl nicht gedacht. Das Publikum soll sich an den neuen Unternehmungen beteiligen. Was also an neuen Kolonialanteilen zur Subskription kommt, muß von den deutschen Sparern aufgenommen werden. Wird nun aber nicht manche dunkle Existenz von dieser Stimmung zu profitieren und dem begeisterten Publikum das Geld aus der Tasche zu ziehen versuchen? Und was wird der Reichsbankpräsident sagen, wenn er liest, wie hoch Excellenz Dernburg unser Nationalvermögen schätzt? Die lästige Diskontsteigerung, meinte Herr Dr. Koch einst, ist unvermeidlich, weil das deutsche Volk noch nicht genug Reichthum erworben hat. Wir brauchen unser Geld also in der Heimat. Und nun sollen große Summen auf Jahre hinaus in den Kolonien unrentabel bleiben?

Einer von Dernburgs Leitsätzen lautet: „Die Entwicklung des deutschen Kolonialbesitzes schärft und stärkt unsere nationale Zahlungsbilanz, da sie uns die Nothwendigkeit erspart, unsere Kapitalien und den Ueberschuß unserer Arbeit zur Zahlung für Rohmaterialien an das Ausland zu schicken. Sie sichert damit auch die Stabilität unserer deutschen Währung, vermindert die Gefahr des Abflusses von Edelmetall in das Ausland und vermag auf diese Weise auch in der eigentlichen deutschen Wirtschaft eine größere Stabilität für den Preis des Geldes zu erreichen.“ Sehr schön; dürfen wir aber darauf rechnen, daß die Kolonien unseren Bedarf an Rohstoffen bald zum größten Theil decken werden und wir aus dem Ausland nur noch wenig zu beziehen brauchen? Baumwolle und Kupfer sind hier die Hauptartikel. Für die Baumwollkultur sollen West- und Ostafrika und Neu-Guinea gute Chancen bieten; doch erst nach einem Jahrzehnt können die deutschen Spinnner ihr Rohmaterial *bleuement* von dort beziehen. Wo unsig wirs es wohl mindestens dauern; 10 lange bleiben wir also aufs Ausland angewiesen. Wie es mit dem Kupfer steht, ist noch nicht ganz klar. Bei der Otavi-Gesellschaft, die 12 Millionen Mark Antheile an die hamburger Börse gebracht und davon 3 Millionen zur Zeichnung aufgelegt hat, schwanken die Gutachten über die Kupfervorkommen; auch die Sachleute sind also noch nicht einig. Uebrigens wird der Abfluß von Edelmetall ins Ausland nur zum Theil durch den Waarenhandel bedingt; in der Hauptsache hängt er mit dem Effekengeschäft zusammen, das wiederum nur zum kleineren Theil dem Zahlungsausgleich, zum weitaus größeren der Spekulation dient. England, das wichtigste Kolonialreich der Welt, hatte im Jahr 1906 einen Import im Werth von $11\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, während die Ausfuhr nur 6,74 Milliarden betrug. Das sind zwei lehrreiche Ziffern. Sie zeigen, daß selbst ein ausgedehnter Kolonialbesitz eine sichtbare Passivität der Handelsbilanz bei nur relativ geringer Aktivität der Zahlungsbilanz bewirkt, und weiter, daß Kolonien als Absatzgebiete nicht immer aufnahmefähig genug sind, um das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr günstig zu gestalten. Dabei ist zu beachten, daß Englands Hauptimporteure seine Kolonien sind, daß

also ein Theil des für Rohstoffe ausgegebenen Geldes dem Mutterland indirekt wieder Nutzen bringt (der aber, wie der verhältnißmäßig geringe Ueberschuß in der Zahlungsbilanz zeigt, nicht besonders groß ist). Vor Illusionen soll man sich auch hier hüten. Unserer Industrie sind neue Absatzgebiete sehr zu wünschen; da sie heute aber nur Produkte im Werth von ungefähr 50 Millionen in die deutschen Kolonien schickt, müßte sich viel ändern, ehe von einem ansehnlichen Absatzmarkt die Rede sein könnte.

Der Deutsche wird oft gescholten, weil er für britische Kolonien viel leichter als für deutsche Geld hergibt. In Deutschland sollen für Goldhahres allein 800 Millionen Mark ausgegeben worden sein. Mit solchen Summen, heißt, unterstützen wir die Entwicklung einer britischen Kolonie; ein Skandal! Erstens aber handelte sich dabei um Spekulation, die mit kolonialpolitischen Erwägungen nichts zu thun hat, und zweitens war der größte Theil des fremden Geldes schon in die Goldminen getragen, als die Transvaal- und Oranje-Republiken englischer Besitz wurden. Gewundert hat mich, daß Herr Dernburg, der von England klug zu lernen sucht, die gerade seinem Blick gewiß nicht erst seit gestern offenbar gewordene Entwicklung des kolonialen Bankwesens gar nicht erwähnt hat. Was auf diesem Gebiet (auch in Frankreich) geleistet worden ist, verdient Beachtung und Nachahmung. Auch bei uns müßten die Banken mit gutem Beispiel vorangehen und für Kapitalzufuhr, für die Regelung des Kreditwesens und des Geldumlaufes sorgen. Obwohl unser Kolonialbesitz der drittgrößte ist, haben wir erst zwei eigentliche Kolonialbanken: die Deutsch-Ostafrikanische und die Deutsch-Westafrikanische Bank. Die Darmstädterin hat sich an diesen Geschäften nicht betheiligigt; Herr Dernburg muß damals also von der Rentabilität afrikanischer Unternehmungen wohl noch nicht so fest überzeugt gewesen sein, wie er's heute ist. England hat 32 Kolonialbanken mit dem Sitz in London und 2104 Niederlassungen in den Kolonien; diese Banken verfügen über eine Milliarde Mark. Frankreich hat 21 Kolonialbanken mit 137 Niederlassungen und 330 Millionen Francs Kapital. Die Niederlande haben 16 Institute mit 67 Niederlassungen und 99 Millionen Gulden Gesamtkapital. Diesen Vorbildern nachzueifern, sollte das erste Ziel praktischer Kolonialpolitik sein. Daß ohne private Hilfe die Wirtschaft der Kolonien nicht vorwärts zu bringen wäre, ist zweifellos erwiesen. Das Privatkapital muß also herangezogen werden. Das Bankkapital, nicht der Spargroschen des kleinen Mannes. Der afrikanische Boden ist theuer. Mit weniger als 15 000 Mark, so hat die Kolonialabtheilung vor etwa einem Jahr auf eine Frage geantwortet, sei in Südwest für einen Farmer nichts Rechtes anzufangen; und in anderen Kolonien brauche man noch mehr für den Anfang. Solche Summen kann selten Einer übers Meer tragen; und gar nach Afrika! Da muß der Kredit der Banken aushelfen, der ja auch im Inland der Förderer geschäftlicher Entwicklung ist. Koloniale Bodenkreditinstitute, Genossenschaftsbanken, Landeskulturrentendanken müßten geschaffen werden; auch an eine Reichskolonialbank, der für die Kolonien die Funktionen der Reichsbank übertragen würden, wäre vielleicht zu denken. Für all diese Dinge wäre Dernburg der rechte Mann; er versteht das Metier und die Aufgabe reizt ihn sicher mehr als das Spiel mit Ziffern, die morgen unhaltbar sein können. Der Kolonialdirektor hat wohl selbst längst erkannt, daß seine Rentabilitätsberechnungen volles Vertrauen erst finden werden, wenn die Banken zeigen, daß sie auch ihnen unanfechtbar scheinen. Riskiren die Bankdirektoren das Geld ihrer Aktionäre, dann dürfen auch wir hoffen, in den Kolonien einß ernten zu können. La bon.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten Constructions. **Strassenlocomotiven** und

Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Spe- cialitäten in allen practischeu Grössen und zu den mässig- sten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Circus Busch

Täglich Abends 7^{1/2} Uhr

ROM

Grosse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.
Besonders hervorzuheben: Das Radium-Ballet. Die grossen Kampfspiele im Circus Caligula. Die Todesfahrt über die zersprengte Brücke. Brand und Zusammensturz des Castor-Tempels. Feenhafte Licht- und Wasserspiele, sowie das grosse Galaprogramm.

Novello-Truppe. Indien in Berlin.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

f. Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankenzahl“

HEINRICH EMDEN & Co.

Bankgeschäft. Berlin W. 56, Jägerstr. 40. Reichsbank-Giro-Konto.
Telegr.-Adr.: „Goldertz“. Fernsprecher: Amt 1, No. 9511, 9512, 9513, 9514, 9515.

Abteilung: Kolonialwerte.

Kapital	Ges- chäfts- jahr	Dividenden Vorl./Letzte	N a m e	Nach- frage	Ange- bot
1 200 000	1. 1.	—	Central-Afrikanische Bergwerksgesellschaft	100	—
500 000	1. 1.	0	Central-Afrikanische Seengesellschaft	99	103
2 600 000	1. 10.	6	Chocolá Plantagen-Gesellschaft	90	—
400 000	1. 1.	0	Deutsche Agaven-Gesellschaft	122	129
2 000 000	1. 4.	0	Deutsche Kolonialgesellschaft f. Südwestafrika	—	173
1 000 000	1. 1.	0	Deutsche Samoa-Gesellschaft	—	83
1 000 000	1. 5.	0	Deutsche Togo-Gesellschaft	—	103
6 721 000	1. 1.	2 ^{1/2} 5	Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Stamm-Anteile	90	—
			Vorzugs-Anteile	100	104
2 000 000	1. 1.	0	Deutsche Ostafrikanisch Plantagen-Gesellsch.	12	15
2 250 000	1. 1.	7	Deutsch-Westafrikanisch Handels Gesellsch.	—	100
4 000 000	1. 1.	0	Gesellsch. Nordwest-Kamerun, Berlin Lit A	—	M 200
			Lit B	—	M 30
			Lit C	—	115
2 000 000	1. 1.	0	Gesellschaft Südkamerun	—	35
2 000 000	1. 10.	0	Guatemala Plantagen-Gesellschaft	—	—
1 200 000	1. 1.	15	Jaluit Plantagen-Gesellschaft	290	—
—	1. 1.	—	Kameruner Kautschuk-Compagnie	—	100
1 000 000	1. 1.	0	„Meanja“ Kautschuk-Pflanzungs-Gesellsch.	—	90
2 000 000	1. 7.	0	„Mollve“ Pflanzungs-Gesellschaft	—	87
1 500 000	1. 1.	0	Ostasiatische Handelsgesellschaft	44	—
2 000 000	1. 10.	5	Plantagen-Gesellschaft Conception	—	94
1 500 000	1. 1.	0	Rheinische Handel Plantagen-Gesellschaft	—	42
800 000	1. 1.	0	Safata Samoa-Gesellschaft	—	104
1 011 300	1. 1.	0	Usambara Kaffeebau-Gesellsch. Stamm-Akt.	28	—
			Vorz-Aktien	51	—
2 100 000	1. 1.	—	Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft	60	—
			„Bibundi“ Stamm-Aktien	98	—
			Vorzugs-Aktien	98	—
4 500 000	1. 1.	6	Westafrik Pflanzungs-Gesellsch „Victoria“	55	—
1 800 000	1. 1.	0	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Ges.	36	—

Sämtliche Offerten und Gebote ohne Verbindlichkeit

Für gefl. Aufgabe von Interessenten sind wir dankbar. Auskünfte werden bereitwilligst kostenlos erteilt. Bei allen Geschäften Eigenhändler. — Provisionsfrei.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 1./2. Das Wintermärchen.
Sonnab., d. 2., Sonntag, d. 3., Montag, d. 4./2.

Romeo u. Julia

Kammerspiele.

Freitag, den 1., Sonntag, den 3. und Montag,
den 4./2. 8 Uhr.

Frühlings Erwachen.

Sonnab., d. 2./2. 8 U. Das Friedensfest

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.

Eine lustige Doppel-Ehe

Sonntag, den 1./2. Nach. 1 U. Bis Früh um Fünfe.

Theater des Westens.

Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag,
den 3. und Montag, den 4./2. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Cousin Bobby

(Fritz Werner als Gast).

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 1. Sonnabend, den 2., Sonntag,
den 3. und Montag, den 4./2.

Die Condottieri

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, den 1./2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Martha.**

Sonnabend, den 2. u. **Der Mikado.**

Sonntag, d. 3./2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Die Regimentstochter**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Hollander.

Bender.

Joseph.

Massary.

Giampietro.

Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Wein-Restaurant Mamsch

Leipziger Strasse 94.

Sonntags von 1—4 Uhr: Tafel-Musik.

Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und
Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule,
von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses,
Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel säule,
Verwachsungen, nichticht. *Arthritiden*, etc. *Arthritiden* u. *Arthritiden* etc.
Luxation, auch nach erfolgloser Einsenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz Anfang 8 Uhr.
 Freitag, d. 1./2. **Woh' dem der lügt.**
 Premiere
 Sonnabend, d. 2. u. **Herthas Hochzeit.**
 Sonntag, d. 1/2.
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
 Concert d. Mozartsaal-Orchesters
 Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
 Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
 Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 1. und Montag, den 4./2. 8 Uhr
Hoffmanns Erzählungen.

Sonnabend, den 2. und Sonntag, den 3./2. 8 U.
Toska

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, d. 1./2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Zu den Sternen**
 Premiere

Sonnabend, d. 2. und Sonntag d. 3./4. 7 $\frac{1}{2}$ U.
Zu den Sternen.

Montag, d. 4./2(7 $\frac{1}{2}$) U. Ein idealer Gatte.
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
 Grosse Spezialitäten-Vorstellung
 Sonntags 2 Vorstellungen (Anf. 8 $\frac{1}{2}$ u. 8 U)

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
 Nerven-System des Menschen und dessen
 Aufzucht und Kräftigung durch ein er-
 probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
 geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel,
 Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich. Abends 8 Uhr.

Rusarenfieber

Sonntag, den 3./2. Nachm. 3 Uhr.

Die von Hochsattel.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

In d. Auflage 1906 erschien:

Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte
 d. 18. Jahrhds. m. bes. Bezich. a. d. Lehre v. d.
 Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10.—, Leinwbd. M. 11,50.

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch. üb.
 Venus-u. Phalluskult., Bordelle, Nerosos, Theleia,
 Päderastie u. and. geschichtl. Ausschweifgen.
 d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 436 Seit.
 Eleg. br. M. 6.—, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
 u. Verzeich. üb. kultur- u. sittengeschichtl. Werke grat frk.
 H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

REISEBUREAU SPATZ, HALLE a. S.

(vom Deutschen Offizier-Verein empfohlen)

veranstaltet im Frühjahr 1907

3 Gesellschaftsreisen mit eigenem Dampfer

nach

Ägypten, Jerusalem, Athen, Corfu,

Italien, Sicilien, Tunis und Algier.

Ausführliche Prospekte kostenlos.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium Näheres im Prospekt.

Eltern gebildeter Stände,

die sich für ein in der Vorortzone Berlins in Gründung begriffenes kleines vornehmes Alumnat mit Reformgymnasial- und Oberrealschul-Zielen („Länderziehungsheim“) interessieren möchten, werden gebeten mit schon vorhandener Elterngruppe in Verbindung zu treten. Gef. Offerten unter D. 6598, bef. Daube & Co., Berlin SW. 19, Jerusalemstrasse 53/54.

Also sprach Herakleitos.

„Über das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn
Es giebt noch keinen **rein deutschen** Heraklit
Man kennt nur sein „Alles fließt.“ Vielleicht ist
der Stammvater alles Evolutionismus Vielen im
deutschem Gewande lieb. — Preis 60 Pfg.
Hamburg (24). Verlag Eigen (Dr. Kohn)

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches
Buch Preis M. 1.20. Preis, ob Bücher
gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 516.

Winterkuren — Frühjahrskuren



Oberwaid
b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nach-
kur. Physikal.-diätet. Heil-
weise nach Dr. Lahmann.
Subalpines mild. Klima. Herrl.
Lage. Illustrierte Prospekt frei.

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerer
Hochheim a.M.

Liebhäber

ein
zartes reines Gesicht mit
rosigem jugendfrischen Anschein,
weilber sammetweicher Haut und blendend
schönen Teint, gebrauchen die allein echte

Stöckenserd-Lilienmilch-Seife.

von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
Schutzmarke Stöckenserd, 4 St. 50 Pf., überall vorrätig.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 57. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. 1. Quartal des XV. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.
Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel
Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen
Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker-Werkstätten übernehmen das Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Geflügele, Firmenhäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnausstattungen.

Waldpark-Sanatorium

Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.

3 Spezialärzte. — Winterkuren.
Säwliche mod. Kurnittel. Aller Comfort. Prospekte. Besitzer: Dr. FISCHER.

Blasewitz bei Dresden.

Pallabona

unerreichtes trockenes
Haarentfernungsmittel

gesetzl. gesch.
ärztlich empf.

macht die Haare locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, vertreibt Schuppen etc. Nasses Waschen überflüssig.

Probedose M. 1.50.

Käuflich in Parfümerie und Friseur-
Geschäften oder direkt vom

Pallabona-Vertrieb, München 66.

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungs-ausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten

wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich der Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schockethal

D. Lassel. Harver. Harast. L. Nollri. Has w. G. Erlage.
Winterkuren. Prop. Tel. 1151 Auf Canal. Dr. Schaumlöffel L.



echte billige
Briefmarken
versteht das Unternehmen M. & S.
Die Preisliste gratis u. franco.

MAX HERBST Vertrieben Nürnberg. 13.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.
Olpa. Genosse Schmalfeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicola und Erlurt.
Mahaddö. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein
Geizweil. Sommerfeld's Rächer. Su-
prema lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
s. D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Geprüfte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Thsiam. M. d. R. Eroica. Der ewige
Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} =
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Entleichte.
Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Das Reisebureau Spatz in Halle a. S. kündigt für das Frühjahr 1907 drei Ge-
sellschaftsreisen mit eigenem Dampfer
nach Ägypten, Jerusalein, Athen, Korfu, Italien, Sizilien, Tunis und Algier an. Da das ge-
nannte Bureau seit Jahren derartige Reisen mit Extradampfern als Spezialität betreibt,
stehen ihm reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Seite. Es erfreut sich bei seiner
zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Kundschaft eines guten Rufes. Das Reise-
bureau Spatz ist vom Deutschen Offizierverein empfohlen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei über das im Verlage von J. C. F. Mohr
(Paul Siebeck) in Tübingen erscheinende

„Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.“

Wir bitten diesem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und sämtlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Schriftsteller!

Bekanntester Verlag Oberr. Bitter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günstig. Beding. Off. unt. B. M. 205, an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Elektr. Kuren

wirksamer als alle anderen Kuren. Grossart. Erfolg. Selbstbehändl. Apparate durch mich a. bez. Prop. grat. **J. G. Brockmann** Dresden, Moritzstr. 5.

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzufliessen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Echte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20, Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35, Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, k. 7.80, Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75 3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garant. erst vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.

I. G. Heinzen, Westerstede (Ol.b.), Wein-Import und Versandhaus.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. arzl. Gutachten gegen Mk. 0.20 für Porto unter Couvert **Faul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.**

Ermahnung.

Gebt Euren Mädels und den Buben nur **Poetko's Apfelsaft aus Guben.**

Poetko's Apfelsaft ist köstliches frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder. Nervöse, Genesende. Versand in Kästen, à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

Ferd. Poetko, Guben iS.

Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probeflaschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.



GERBODE'S

Primavera mit Ring 50 Stck. M. 6.—
 Rafaela " " 50 " " 6.7
 Alteza " " 50 " " 7.5

Diese 150 Stck. feinste ausgewählte Qualitäten für M. 20.25 franco Deutschland.

Carl Gerbode, Berlin C31.

Spittelmarkt 11.-Etage.

Strumhaus Glessen. Lieferant höchster Hofhaltung.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglichster Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Beteiligung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,

so erhalten Sie Ihre nöthige
Leistungsfähigkeit,
oder stellen sie, wenn verloren,
wieder her, indem Sie
Dr. Klopfer-Glidine
nehmen. Kein anderes Präparat
erreicht die kräftigende
Wirkung dieses natürlichen
Nährmittels (reines Eiweiss
mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil
der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drogerien, sonst vom Hersteller Dr. GÖCKNER KLOPFER, Dresden-Laubnitz.
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg. Unerschöpfliche Brochure begehrt.

Missglückte Börsenspekulationen sind grösstenteils die Folge ungenügender
Information und Kontrolle. Rat und Auskunft gewissenhaft, **unparteiisch, diskret**
durch **Bank- u. Börsen-Correspondenz „Vorsicht“**, Dresden-A. 18.

Detektiv-

Institut Dautz, Königl. Kriminalbeamter a. D., Berlin,
Friedrichstr. 65.
Telephon L. 5484. **Auskünfte**
Beobachtungen, Ermittlungen, Heirats-
Erfolge, Vernehmung,
Empfehle.

Befehlen
Serenissimus?



für Gesellschaften, Skat etc.
**Camphausen-
Tönnchen-Siphon**



Füllung Mk. 3.- franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Gesamte Biere auch in 1/2 Literflaschen.

Hoch Carneval 1907!



Wie seit Jahren bei allen
Festlichkeiten ist auch an
Fasching

Henkell Trocken
die unbedingt führende
Marke.